



Abgetaucht

Scheinstudenten zieht es in die Theologie
Hochschulpolitik-----Seite 2

Abgeschirmt

Ein Flüchtling berichtet über sein Leben im Heim
Perspektive--Seite 3

Abgelehnt

Die Verteidiger des Abendlandes laufen Sturm gegen Moscheebau
Leipzig--Seite 8



campustravel.de

Heldenhaftes

Hans-Christian ist ein Held. Jetzt wirklich. Bewaffnet lediglich mit zwei feschen Weihnachtsmannbärtchen über den Augen huschte er schnurstracks nach Russland. Wer würde sich das sonst trauen? Okay, der ähnlich bewaffnete Theo Waigel vielleicht. Der war aber eh nur das böse Yin zum Ströbelschen Yang. Völlig zurecht vergessen der Unions-Mann, der renitente Rentner der Grünen zeigt mehr Durchhaltevermögen. Und was machen die anderen? Friedl fährt zum Dummerjungs-spielen extra über den großen Teich und Pofallas Ratschläge waren für die erste Silbe seines Namens. Und das herzallerliebste Angelchen? Das irrt noch immer verloren im „Neuland“ herum und sucht ihre großen Brüder. Die lauschen aber nur aus der Ferne und lachen über das kleine naive Mädchen. Wie garstig von ihnen. Man möchte ihr förmlich ein Lebkuchenherz in die Hand drücken und sagen „Mensch, alles nicht so schlimm, der Weihnachtsmann kommt bald“. Und dann würde Hans-Christian herbei geeilt kommen. Nach seiner Reise wirkt er dann vielleicht eher wie Väterchen Frost und eventuell hat er auch nur russisch Brot im Gebäck. Aber verdammt nochmal, er bleibt einfach ein Held.

Wegen des Medienhypes um das „bessere Berlin“ oder aus anderen Gründen – der Ansturm auf die Universität Leipzig hält an. Mehr als 41.000 Menschen haben sich zum laufenden Wintersemester für ein Studium an der Alma Mater beworben, also etwa 9.000 mehr als im Rekordjahr zuvor.

Zum Semesterstart wurden knapp 7.000 Bewerber immatrikuliert. Mit einer endgültigen Zahl wird Ende des Monats gerechnet. Diese dürfte leicht unter dem Wert des Vorjahres liegen, als die Anzahl der Lehramtsstudienplätze höher und der Studiengang Rechtswissenschaft noch nicht zulassungsbeschränkt war. Am begehrtesten bei den Interessenten ist die Psychologie – hier bewarben sich mehr als 4.400 Personen auf den grundständigen Studiengang. Das entspricht rund 64 Bewerbungen pro Platz. Mit deutlichem Abstand folgen Kommunikations- und Medienwissenschaft, Politikwissenschaft und Kulturwissenschaften. Etwa zehn Prozent der Studienanfänger kommen aus dem Ausland.

René Loch

Hypezig zieht

Uni freut sich über erneuten Studentenansturm



Viele neue Gesichter: 7.000 Personen nahmen zu Semesterbeginn ein Studium auf, 41.000 hatten sich beworben. Foto: als



Bildung um jeden Preis

Honorarlehrkräfte der Uni Leipzig kämpfen gegen prekäre Beschäftigung

Die Studenten strömen auf den Campus, doch das Seminar ist noch nicht beendet – zumindest nicht für Diana Authmann, Honorarlehrkraft am Sprachenzentrum der Universität Leipzig. „Daheim warten auf mich mehrere Stunden Nachbereitung. Ich muss Arbeiten korrigieren und diverse Anfragen von Kursteilnehmern beantworten, die mich per E-Mail erreichen“, erklärt sie. „Natürlich mache ich es gern, auch wenn ich dafür nicht entlohnt werde.“ Wie Authmann geht es schätzungsweise 1.200 Honorarlehrkräften an der Universität. Genaue Zahlen liegen nicht vor. Von den Studenten und den Instituten werden sie als vollwertige akademische Lehrkräfte angesehen. Von der Universitätsverwaltung jedoch fühlen sich viele von ihnen als austauschbar eingestuft.

In Zeiten von Stellenabbau und Einsparungen ursprünglich als Übergangslösung gedacht halten Honorarlehrkräfte mittlerweile einen Großteil des akademischen



Diana Authmann

Foto: hjr

Lehrbetriebs am Leben. Dass jenes Engagement für eine hochwertige Ausbildung mit prekären Arbeitsverhältnissen einhergeht, ist vielen Studenten nicht bewusst. So werden Honorarlehrkräfte an der Universität als „Sachmittel“ geführt, die direkt den einzelnen Fakultäten untergeordnet sind. Ihnen stehen weder Sozial- noch Unfallversiche-

rungen zu und neben dem fehlenden Mutterschutz deckt die Vergütung für maximal 13 Semesterwochenstunden in vielen Fällen nicht einmal den finanziellen Grundbedarf. „Da wir nur nach der Präsenzzeit, die wir in den Seminaren verbringen, vergütet werden, bedeutet ein gesundheitlicher Ausfall für viele Kollegen einen potenziellen so-

zialen Abstieg. Vorbereitungen und Nachbereitungen werden dabei nicht berücksichtigt“, sagt Authmann. Dass Materialien wie Kopien oder Bücher und Weiterbildungen oftmals aus eigener Tasche bezahlt werden müssen, verdeutlicht die aktuelle Situation der Lehrkräfte. Obgleich sich deren Arbeitsverträge lediglich über ein Semester erstrecken, stehen viele über Jahre hinweg im Dienste der Alma Mater.

Jene Mutter verwehrt aber nicht nur entsprechende Sachbezüge, sondern grenzt ihre Kinder auch aus der eigentlichen Hochschulstruktur aus. „Vielen Honorarlehrkräften ist es nicht möglich, die Einrichtungen der Universitäten zu nutzen und wenn, dann etwa im Falle der Computerzugänge nur über eine umständliche Neuanmeldung von Semester zu Semester“, erklärt Daniel Siegmund, ebenfalls Honorarlehrkraft am Sprachenzentrum der Universität. Auf einer Vollversammlung Anfang Oktober mit 25 Teilnehmern aus unterschiedli-

chen Instituten formulierten die Lehrkräfte fünf wesentliche Forderungen, die erste Ansätze zur Sicherung der Grundbedürfnisse festsetzten. Diese gingen sowohl an Uni-Rektorin Beate Schücking als auch an Claus Altmayer, dem Prorektor für Bildung und Internationales. „Prinzipiell wurde uns seitens des Rektorats bis Ende dieses Jahres eine Antwort zugesichert“, sagt Siegmund. Eine nächste Vollversammlung ist für kommendes Frühjahr angesetzt.

Nicht nur in Leipzig, sondern auch in anderen Städten gründen sich Initiativen, die auf die miserablen Beschäftigungsbedingungen von Lehrbeauftragten hinweisen wollen. So entstand etwa Ende Juni die „Mittelbauinitiative“ an der Technischen Universität Dresden, wo aktuell 700 Akademiker mit Lehrauftrag beschäftigt sind. In einzelnen Bereichen, wie zum Beispiel der Kunstpädagogik, wird mehr als die Hälfte der Veranstaltungen von Lehrbeauftragten übernommen.

Hannes Rother

Scheinbar abwesend

Vor allem Theologen nutzen ihr Studium für andere Zwecke

Mathias* ist angehender Diplomtheologe im vierten Fachsemester – zumindest auf dem Papier. Tatsächlich hat er bisher jedoch noch keine theologische Lehrveranstaltung besucht. Mathias ist auch kein passionierter Bücherwurm, der sich seine Studieninhalte von zu Hause aus erarbeitet, sondern Scheinstudent.

Seine Zeit verbringt Mathias mit ehrenamtlicher Vollzeitarbeit, die er als Ausbildung versteht. Nebenbei arbeitet er noch auf 450-Euro-Basis, um seinen Lebensunterhalt zu finanzieren. Durch den Studentenstatus habe er deutlich weniger Probleme mit Versicherungen. So sei er etwa in der Krankenversicherung noch kostenlos über seine Eltern mitversichert, was ohne Studium nicht möglich wäre, erklärt der studierte Kommunikationswissenschaftler seine Beweggründe. „Wenn ich nicht eingeschrieben wäre, müssten mich meine Eltern viel stärker unterstützen. Das will ich nicht.“ Das System biete jungen Absolventen, die sich weiterbilden wollen, keine Absicherung, kritisiert Mathias.

Monetäre Vorteile sind die wesentlichen Anreize für ein Scheinstudium. Neben den Vorteilen bei der Krankenversicherung erlaubt es der Studentenstatus auch in den Genuss von Ermäßigungen, subventioniertem Mensaessen und Semesterticket zu kommen. Außerdem können Studenten unter 25 Jahren weiterhin Kindergeld beziehen – immerhin 184 Euro im Monat. Für Arkadi* spielten jedoch noch zwei andere Argumente eine gewichtige Rolle, als er sich 2010 für Theologie einschrieb. Nach seinem Abschluss in Kulturwissenschaften nahm er eine Stelle als künstlerische Hilfskraft an der HMT an. „Als Nichtstudent hätte ich schlechtere

Chancen gehabt, an die Stelle zu kommen.“ Zudem schrieb Arkadi damals an einem Forschungsantrag. Als eingeschriebener Theologiestudent hatte er dafür leichteren Zugang zu Literatur.

„Die Einschreibung war unkompliziert“, erinnert sich Arkadi, „ich habe die Rückmeldefrist verpasst und bin mit allen Unterlagen aufgelöst zum Studentenservicezentrum gefahren. Dort war die Angelegenheit dann jedoch in drei Minuten gegessen.“ 2012 exmatrikulierte er sich schließlich selbst. Die Uni hatte sich bis dahin nicht bei ihm gemeldet, obwohl auch er nie eine Veranstaltung besucht hatte.

Mathias und Arkadi sind keine Einzelfälle. Beide berichten von mehreren Bekannten, die ebenfalls Scheinstudenten sind oder waren. Besonders beliebt sind dabei die evangelische Theologie und, mit Abstrichen, die Mathematik – die beiden einzigen Institute an der Uni Leipzig, die noch Diplomstudiengänge anbieten. „Die Theologie dürfte es nicht stören. Sie haben dadurch gute Studentenzahlen und damit mehr Geld, so dass die echten Studenten bessere Studienbedingungen haben“, sieht Mathias einen beiderseitigen Gewinn im Scheinstudium.

Andreas Schüle, Studiendekan der Theologie, will dieses Argument nicht gelten lassen: „So denkt keiner, weil den hohen Studentenzahlen dann hohe Abbrecherquoten gegenüber stehen.“ Derzeit sind am Institut 1100 Studenten eingeschrieben. Dass einige von ihnen jedoch nicht die Absicht haben, jemals einen Abschluss zu erreichen, ist den Theologen bewusst. „Wir wissen, dass wir eines der wenigen nc-freien Fächer sind, wo sich jeder einschreiben kann“, erklärt Schüle. Die Scheinstudenten verortet



Scheinstudenten füllen nur die Statistik

Foto/Montage: Paul Raus/Alex Schlee

er vor allem in den Bachelor- und Masterstudiengängen „Geschichte und Theologie des Christentums“: „Die wurden genutzt um zu überwintern.“ Beim Bachelor habe man eine rapide Abnahme der Studentenzahlen im Laufe der Semester beobachten können. Die Theologie hat die beiden Studiengänge seit diesem Jahr daher vorerst auf Eis gelegt und will sie überprüfen.

Wie groß die Zahl der Scheinstudenten an der Uni Leipzig tatsächlich ist, lässt sich nicht beziffern. „Valide Zahlen gibt es nicht. Wir gehen davon aus, dass es sich insgesamt um eine geringe Anzahl handelt“, sagt Pressesprecher Carsten Heckmann. Doch auch im Rektorat vermutet man die größte Zahl von ihnen in der Theologie. „Dies ist darauf zurückzuführen, dass es der einzige Studiengang an der Uni Leipzig ist, bei dem eine Immatrikulation von Studienanfängern auch zum

Sommersemester möglich ist“, fährt Heckmann fort, „hier schreiben sich im Sommersemester jährlich circa 200 Studienanfänger ein. Grob geschätzt orientiert sich die Hälfte davon nach einem oder mehreren Semestern um.“

Zu einer Schätzung will sich Theologe Schüle nicht bewegen lassen. Eine Quantifizierung sei nicht möglich, auch weil knapp die Hälfte aller Theologiestudenten ein Kirchenexamen machen würden und dadurch an das Prüfungsrecht der jeweiligen Landeskirche gebunden sind. „Deshalb gibt es viele Studierende, die hier studieren, aber woanders ihren Abschluss machen“, erklärt Schüle, der jedoch betont, dass er nicht den Verdacht habe, dass sich hinter der großen Zahl an Theologiestudenten tatsächlich nur eine sehr kleine Zahl realer Studenten verstecke. „Dagegen spricht, dass die Seminare ausgebucht sind.“

Mit dem Wintersemester haben sich die Umstände für Scheinstudenten in der Theologie verschlechtert. Alle Neuimmatrikulierten studieren nun in modularisierten Studiengängen, weshalb bereits deutlich früher als beim bisherigen Vordiplom Prüfungsleistungen erbracht werden müssen. „Wenn die Modularisierung greift, müsste sich die Scheinstudierende erledigen, weil man dann sieht, wer studiert und wer nicht“, hofft Schüle. Allerdings wird es auch künftig wohl drei Semester dauern, bis Scheinstudenten enttarnt werden können. Ohnehin dürfte die Praxis des „Überwinterns“ von ein, zwei Semestern zumindest in nc-freien Studiengängen kaum zu verhindern sein.

Zumal den Pro-Forma-Studenten keine wirklichen Konsequenzen drohen. Legt ein Student beharrlich keine Prüfungsleistungen ab, soll er nach sächsischem Hochschulgesetz an einer Studienberatung teilnehmen. Für den Fall, dass er das nicht tut, sind jedoch keine Sanktionen vorgesehen. Im schlimmsten Fall muss ein Scheinstudent irgendwann mit einer Exmatrikulation rechnen. Doch bis diese erfolgt, haben sich die meisten eh schon längst neu orientiert.

Das wird wohl auch auf Mathias zutreffen. Sein Ehrenamt will er noch anderthalb Semester lang ausüben. Danach hofft er eine bezahlte Vollzeitstelle zu finden. Die Theologie wird er auch bis dahin nicht von innen gesehen haben. Ganz unkundig in Religionsfragen startet Mathias dennoch nicht ins Berufsleben. In seiner Jugend war er Messdiener – allerdings in der katholischen Kirche.

Robert Briest

* Die Namen wurden von der Redaktion geändert.

Warten auf die nächste Kürzungsrunde

Uni will noch dieses Jahr 24 weitere Stellen benennen

Die Adventszeit rückt näher und somit auch die Zeit des Hoffens und Bangens. Vor knapp zwei Jahren erlebte die Pharmazie der Universität Leipzig eine vorgezogene Bescherung, als das Rektorat seine Pläne zur Schließung des gesamten Instituts und des damit verknüpften Studienganges verkündete. Dass es nun weiteren Studiengängen an den Kragen gehen könnte, möchte das Rektorat nicht ausschließen.

Jeweils 24 Stellen muss die Uni in diesem und den beiden folgenden Jahren abbauen – so verlangt es das sächsische Wissenschaftsministerium (SMWK), das den Hochschulen landesweit Kürzungen auferlegt hat. Ende 2011 hatte das Rektorat bereits die 48 Stellen für 2013/14 benannt. Betroffen sind neben der Pharmazie mit ihren 21 Stellen beispielsweise auch die Zentralverwaltung, die Universitätsbibliothek sowie

die Fachbereiche Geschichte, Ethnologie, Politikwissenschaft und Vergleichende Literaturwissenschaft. Der Masterstudiengang Namenkunde wurde mit Beginn des laufenden Wintersemesters eingestellt, da die Professur für Onomastik nicht neu besetzt wurde. Das Namenkundliche Zentrum mit den Bereichen Namenlehre, -forschung und -beratung bleibt allerdings erhalten, ebenso der Wahlbereich Namenforschung.

Auf Fragen nach den konkreten Auswirkungen der Kürzungen auf den Lehrbetrieb reagieren viele Institute und Fakultäten noch gelassen. Es gäbe vorerst keine, antwortet etwa Astrid Lorenz, geschäftsführende Direktorin des Instituts für Politikwissenschaft. Die zum 1. Januar 2014 wegfallende Professur Ethik, Politik, Rhetorik werde bis Ende 2016 mit einer Stelle aus den Mitteln des Bildungspaktes kompensiert. „So-

lange diese Stelle da ist, muss nichts gestrichen werden“, sagt Lorenz. „Wir haben momentan sogar mehr Studierende als in den vergangenen Jahren.“ Eine weitere Stelle im Mittelbau falle 2017 weg. Die Zukunft des Instituts, über das noch im Sommer 2011 ein Moratorium verhängt wurde, scheint somit zunächst gesichert.

Weiterhin offen ist hingegen die Zukunft des Instituts für Pharmazie. Obwohl das Sozialministerium (SMS) im vergangenen Jahr gegen die Schließung sein Veto eingelegt hat, hält das SMWK an den Plänen des Rektorats fest. Ein von Landesapothekerkammer und -verband in Auftrag gegebenes Rechtsgutachten könnte neue Bewegung in die Angelegenheit bringen. Dieses kommt zu dem Schluss, dass eine Einstellung des Studienganges rechtswidrig wäre, eben wegen des Vetos des SMS, aber auch weil

der zuständige Fakultätsrat umgangen worden sei. Dieser hätte nach Ansicht des Gutachters die Schließung des Instituts selbst vorschlagen müssen. Vielmehr habe die Fakultät der Schließung ausdrücklich widersprochen. Zudem sei eine flächendeckende Arzneimittelversorgung im Land nicht mehr sicher gestellt. Angehörige des Instituts befürchten nun eine Schließung auf Raten. Begründet mit wegfallenden Mitarbeiterstellen hatte die Uni in diesem Wintersemester nur noch 36 neue Studenten immatrikuliert – neun weniger als im Jahr zuvor.

Voraussichtlich bis Ende des Jahres sollen jene 24 Stellen benannt werden, die 2015 gestrichen werden müssen. Dazu befindet man sich mit den Fakultäten und Mitgliedern der Universität sowie anderen mitteldeutschen Hochschulen in Gesprächen, erklärt Thomas Lenk,

Prorektor für Entwicklung und Transfer, „wie auch schon bei den zurückliegenden Streichungen möchte die Universitätsleitung betriebsbedingte Kündigungen dabei vermeiden.“

Abgeschlossen sind derweil die Diskussionen über die Zuschussvereinbarungen zwischen Hochschulen und SMWK für den Zeitraum von 2014 bis 2016. Diese regeln etwa die staatlichen Zuschüsse für Sach- und Investitionsmittel sowie Personalkosten. Geregelt ist darin auch ein Überlastpaket, das den geforderten Stellenabbau in den kommenden Jahren mit zusätzlichen befristeten Stellen ausgleichen soll. In Anbetracht der entgegen der Erwartungen des Ministeriums steigenden Studentenzahlen soll das Stellenabbaukonzept 2015 evaluiert werden. Ursprünglich war vorgesehen, dass die Uni bis 2020 weitere 100 Stellen streichen muss. René Loch

Heim statt Heimat

Das Leben eines Flüchtlings – in Ungewissheit und auf der Suche nach Sicherheit



Heimat auf Zeit: Asylbewerber Zati im Zimmer eines Leipziger Flüchtlingsheims

Foto: Alexander Schlee

In Chemnitz gibt es einen Wald. Es ist ein Wald voller Nazis. Wer von der Erstaufnahmeeinrichtung für Asylsuchende zu der nächstgelegenen Bushaltestelle gelangen möchte, muss eine Stunde laufen und diesen Wald durchqueren. Jeden Tag werden darin Flüchtlinge überfallen, manche krankenhaushausreif geprügelt. Ob diese Geschichte stimmt, ist schwer zu überprüfen. Doch unter Flüchtlingen erzählt man sie sich.

Als wir uns in Leipzig mit Zati unterhalten, erfahren wir von dieser Geschichte. Zati ist etwa 30 Jahre alt, kommt aus einem Land, das vor zwei Jahren den

Arabischen Frühling erlebte, und heißt in Wirklichkeit nicht Zati. Um ihn zu schützen, nennen wir ihn jedoch so. Eine Sozialarbeiterin sitzt gemeinsam mit uns im Raum und übersetzt. Ausführlich berichtet Zati von seinem Alltag in Leipzig und den Gründen, die ihn dazu bewegen haben, sein Heimatland zu verlassen.

Wir möchten Zatis Geschichte von Beginn an erzählen. Er hat acht Geschwister. Sein Vater ist tot. Das Leben in seiner Heimat empfand er auch wegen der strengen moralischen Vorgaben als schwer. Das Geld der Familie reichte nicht einmal aus, um ihm einen Schulabschluss zu ermögli-

chen. Die Schikanen und die Willkür der Polizei machten es für ihn unmöglich weiterhin in seiner Heimat zu bleiben. Also floh er und erreichte über einige Umwege Deutschland.

Er kam nach Chemnitz, wo sich eine der Erstaufnahmeeinrichtungen für Flüchtlinge befindet. Jeder Asylsuchende ist gesetzlich verpflichtet, bis zu drei Monate in einer solchen Einrichtung zu bleiben. Über den Standort Chemnitz wurde bereits mehrfach wegen Überfüllung, schlechter hygienischer Zustände und heftiger Gewaltausbrüche berichtet. Zati erzählt, dass er mit sieben weiteren Menschen in einem, nach seiner

Beschreibung, sehr kleinen, dreckigen Zimmer wohnen musste. Die Luft dort war wegen des dauernden Tabakrauchs kaum zu ertragen. Zudem herrschten chaotische Zustände – die Bewohner wechselten die Räume mitsamt Matratzen nach Belieben. „Chemnitz ist ein Gefängnis“, sagt er.

Nachdem das Asylverfahren eingeleitet wurde, konnte er diesen Ort verlassen. Die jeweilige Landesbehörde entscheidet darüber, ob anschließend eine Unterbringung in einer „Gemeinschaftsunterkunft“ oder einer Wohnung erfolgt. Zati kam nach Leipzig, zu einer Zeit, in der die Stadt versucht von Massenunterkünften Abstand zu nehmen. Ihr Konzept zur Dezentralisierung sieht vermehrt Unterbringungen in Wohnungen vor – auch in Form von Wohngemeinschaften. Zati jedoch lebt mit über 100 Menschen in einem Heim. Dort teilt er sich sein Zimmer mit einer weiteren Person. Lieber würde er in seinen eigenen vier Wänden wohnen. Dann könnte er Freunde bei sich übernachten lassen, was im Heim nicht erlaubt ist.

Als Zati über seinen Alltag in Leipzig spricht, erscheint uns dieser sehr strukturiert und durchzogen von Einschränkungen. Er arbeitet in einem Gartenprojekt, das im Asylbewerberheim angeboten wird. Dort verdient er etwa einen Euro pro Stunde. Das Recht auf eine richtige Arbeit hat er nicht. Für die ersten neun Monate des Aufenthalts besteht ein komplettes Arbeitsverbot. Außerdem belegt Zati momentan einen Deutschkurs an der Volkshochschule, der 200 Stunden umfasst. Die Stadt stellt dieses Angebot, das keineswegs die Regel ist, bereit. Die Kosten für einen weiterführenden Kurs müsste er allerdings selbst tragen.

An diesem Punkt kommen Initiativen wie der Flüchtlingsrat Leipzig ins Spiel. Ehrenamtliche Mitarbeiter bieten hier Sprach- und Nachhilfestunden an. Zudem gibt es weitere Organisationen, die dort ansetzen, wo es

bisher an weiterführender Unterstützung mangelt. So etwa der „Initiativkreis Menschen.Würdig“, der unter anderem mit seinem Beratungsbus zu den Asylbewerberheimen in Leipzig fährt und dort eine Rechtsberatung bereitstellt. Zudem setzt sich die Initiative für das selbstbestimmte Leben in einer eigenen Wohnung ein und versucht durch Aufklärungsarbeit Rassismen entgegenzuwirken. Außerdem gibt es Initiativen wie die Organisation „Medinetz“, die Betroffene bei der medizinischen Versorgung unterstützt, insbesondere Menschen ohne Papiere, für die der Zugang dazu eine besondere Hürde darstellt. Die Vielzahl an unterstützenden und beratenden Initiativen zeichnet ein Bild von einem deutschen Flüchtlingsapparat, in dem der Bedarf nach Informationsbereitstellung und weiteren Regelungen deutlich wird.

Von einer in Leipzig relativ neuen Regelung profitiert Zati. 320 Euro überweist ihm das Sozialamt monatlich. Noch vor einigen Jahren erhielten Flüchtlinge das Geld nur in Form von Sachleistungen oder Gutscheinen. Hinzu kommen 80 Euro durch die Arbeit im Garten des Heims. Seine – wenn man es so nennen möchte – Freizeit verbringt Zati im Fitnessstudio und mit Freunden. Die Gartenarbeit, der Sport und das Erlernen der deutschen Sprache geben ihm das Gefühl, auf dem Weg in ein selbstbestimmtes Leben zu sein. Das war in Chemnitz nicht möglich. Familienangehörige hat er in Deutschland keine. Doch das soll sich irgendwann ändern.

Als wir Zati abschließend nach seinen Wünschen für die Zukunft fragen, lächelt er und sagt: „Eine eigene Wohnung, Arbeit und eine Frau. Und Kinder, denen es besser ergeht als mir.“ Doch zunächst wartet auf ihn ein Leben in Ungewissheit. Bis ein Asylantrag abschließend bearbeitet wird, vergehen nicht selten mehrere Jahre.

Athanasia Theel, René Loch

Infobox: Zahlen und Fakten

Kaum einem Thema ist es in den vergangenen Wochen gelungen, neben den Diskussionen um die weltweite Spähaffäre auf internationaler Bühne Beachtung zu finden. Doch das Schiffsunglück vor der italienischen Insel Lampedusa, bei dem Anfang Oktober fast 400 Menschen ums Leben kamen, hat auch die Debatte über die europäische Flüchtlingspolitik wieder auf die Agenda gebracht.

Das Flüchtlingswerk der Vereinten Nationen UNHCR zählt aktuell weltweit 45 Millionen Menschen, die sich auf der Flucht befinden. Im vergangenen Jahr haben knapp 78.000 Menschen in Deutschland einen Asylantrag gestellt, in den ersten neun Monaten des laufenden Jahres waren es schon mehr als 85.000. Innerhalb der zurückliegenden fünf Jahre haben sich die Zahlen mehr als verdoppelt, jedoch sind sie noch weit von denen Mitte der 90er Jahre entfernt, als jährlich bis zu 170.000 Flüchtlinge hierzulande Asyl beantragten.

Die Asylbewerber werden nach Einwohnerzahl auf die Bundesländer verteilt. So wurden dem Freistaat Sachsen im vergangenen Jahr etwa 3.500 Flüchtlinge zugewiesen. Derzeit leben etwa 1.100 anerkannte

Flüchtlinge in Sachsen, bei weiteren 3.700 läuft aktuell das Verfahren. Nachdem die Asylbewerber die Erstaufnahmeeinrichtung in Chemnitz verlassen haben, werden sie auf die Kommunen verteilt und dort in der Regel in Gemeinschaftsunterkünften untergebracht. Leipzig wurden im vergangenen Jahr 402 Flüchtlinge zugeteilt. In diesem Jahr rechnet die Stadt mit insgesamt 700 Asylbewerbern.

2012 wurden in Deutschland knapp 9.000 Personen als Flüchtlinge anerkannt. Bei fast ebenso vielen wurde ein Abschiebungsverbot festgestellt, weil im Heimatland Todesstrafe, Folter oder andere Gefahren drohen. Rund 70 Prozent der Asylanträge wurden abgelehnt oder vorzeitig zurückgezogen.

Vor allem Asylbewerber oder „Geduldete“ haben mit vielen rechtlichen Einschränkungen zu leben. In den ersten neun Monaten gilt für sie ein absolutes Arbeitsverbot. Anschließend haben sie nur eine Chance auf eine Stelle, wenn sich keine „bevorrechtigten Arbeitnehmer“ wie Deutsche, EU-Ausländer oder anerkannte Flüchtlinge darauf bewerben. Eine deutsche „Besonderheit“ ist die Residenzpflicht, die Flüchtlinge zum Aufenthalt in

einem bestimmten Gebiet zwingt. Asylbewerber in Leipzig dürfen etwa Stadt und umliegende Landkreise ohne Genehmigung nicht verlassen, Geduldete dürfen sich immerhin in ganz Sachsen frei bewegen. Weitere Einschränkungen betreffen die medizinische Versorgung, die Flüchtlingen häufig verweigert wird, sofern sie nicht „akut“ erkrankt sind, sowie Sachleistungen etwa in Form von Einkaufsgutscheinen oder fertigen Lebensmittelkartons, die Flüchtlinge anstelle von Geld erhalten.

Neben rechtlichen Einschränkungen und Aufmärschen gegen Asylbewerberheime – wie etwa im Oktober in Berlin-Hellersdorf oder Anfang November im sächsischen Schneeberg, als knapp 2.000 Menschen dem Aufruf eines NPd-Funktionärs folgten – ist es vor allem die politische Untätigkeit, unter der Flüchtlinge leiden müssen. So trafen sich kürzlich zahlreiche europäische Spitzenpolitiker, die sich zuvor entsetzt über die Katastrophe vor Lampedusa gezeigt hatten, um über die Flüchtlingsproblematik zu diskutieren. Handfeste Ergebnisse gab es jedoch keine. Stattdessen wurde das Thema auf Mitte 2014 vertagt – nach der Europawahl. rlo

Anzeige

BÜNDNIS 90/DIE GRÜNEN im Sächsischen Landtag

2. Sächsische Radkonferenz

Samstag, 7. Dezember, 10:30 Uhr
Chemnitz, Weltecho (Annaberger Str. 24)

... u. a. mit den Themen:

- Radwegbenutzung
- Transporträder
- Radverkehrspolitik
- Verkehrssicherheit
- Radverkehrsförderung

www.mobiles-sachsen.de

Kolumne



Aufruf zum Heiligen Krieg

Bürgerinitiative erklärt muslimische Gemeinde zum Stadtfeind



Spalter!

Es wirkte schon damals mutig, als Peer Steinbrück im Wahlkampf betonte, dass für die SPD kein Verein als Koalitionspartner in Frage käme, der zu einem beträchtlichen Teil aus streitlustigen Sektierern bestehe. Nichtsdestotrotz wurde nach der Bundestagswahl anno 2013 eine Koalition mit der Union angestrebt. Doch mit der von der europahanen CSU geforderten Strafmaut für Nichtvölkische – wie genau und ob überhaupt erlaubt oder gar unwiderlich, das musste noch geprüft werden – sollte alles anders kommen. CDU und CSU ließen sich scheiden: Durch die Selbstverspeisung der FDP ermutigt, zog Angela Merkel einen Schlussstrich unter den bayrischen Sonderposten im Bundestag und spaltete die Union wie Ratte und Taube, die einst am Rücken zusammengenäht waren. Damit tat es Merkel zum einen diversen anderen Rädelsführern wie Jürgen Trittin von den Grünen gleich, der nicht nur wegen der Maut-Debatte eine Zusammenarbeit mit der CSU abgelehnt und gemeint hatte: „Das hat mich aufgeregt wie schon lange nichts mehr. Für mich ist da eine Grenze überschritten.“ Zum anderen stand somit einer großen Koalition, in der zur Abwechslung wirkliche Nächstenliebe und soziale Gerechtigkeit herrschen sollte, nichts mehr im Wege.

Kurze Zeit nach der Trennung veröffentlichte die Bundeskanzlerin mit Giovanni di Lorenzo den Interviewbilderband „Hoffnung Neuland – Weil’s nur geht, wenn vollstes Vertrauen herrscht“. Darin konnte sie befreit über die Effektivität des Tarifpotpourris scherzen. Sie gestand jedoch auch, dass die CDU all die Jahre meist nur den unzüchtigen Vorlieben ihres von Bauernhoftraumata geprägten Partners gefolgt war. Vor allem im Bett. Denn insgeheim sei sie schon immer für die Homo-Ehe gewesen: „Ich hoffte im Stillen, die Leute merken, dass ich nicht ich selbst war – nein: Sein durfte. Denn sonst müssten sie mein Rumdrücken in der Wahlarena ja furchtbar heuchlerisch und herzlos gefunden haben.“ Über all dies war der Regierungskollege SPD hoch erfreut, hätten sie sich doch niemals auf eine Koalition eingelassen, in der die versprochene Ehe-Gleichstellung fehle. Alles war gut. Niemand wählte mehr die CSU. Die NPD löste sich selbst auf. Gleiches Gehalt in Ostdeutschland. Und wenn die großen Koalitionspartner nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute. *Knut Holburg*

Mit dem geplanten Moscheebau in Gohlis ruft die Ahmadiyya-Gemeinde zum Jihad auf, einem Heiligen Krieg, der die Gohliser um ihre Kleingärten und Parkplätze bringen soll. Eine Islamisierung Deutschlands – die Überschwemmung der muslimischen Großmacht aus dem Orient, steht laut der Facebook-Seite der „Bürgerinitiative Gohlis sagt Nein“ direkt vor der sächsischen Haustür. Zu viele Moscheen gebe es im Osten, zu viele Moslems, die ihre Frauen unterdrücken und zu kriminellen Straftaten neigen, zu wenig „urdeutsche Kultur“.

Mit einer Inbrunst, die noch den letzten frommen Pfarrer begeistern würde, planen die Bürger bereits einen religiös inspirierten Gegenschlag und wollen neue Kirchen in der arabischen Welt erbauen. Fast möchte man meinen, dass einige der Kommentatoren und Demonstranten, die auf offener Straße ihre Ängste und Anschuldigungen

gegenüber Moslems frei zum Ausdruck bringen, aus böswilligem Affekt handeln, statt stichhaltig für eine Überzeugung zu argumentieren.

Was also zweifeln lässt, sind die Anklagepunkte, die die aufstrebenden Bürger anbringen. Zunächst zum häufig gebrauchten Unwort „Islamisten“. Islamisten sind solche, die aus islamischer Prägung heraus politisch agieren. Soweit bekannt, plant die Ahmadiyya-Gemeinde nicht, das Leipziger Rathaus zu stürzen und das Machtmonopol der Stadt an sich zu reißen.

Der Bau eines Gotteshauses lässt per se eher darauf schließen, dass die Gemeindeglieder einen Ort suchen, um sich in ihrer Gemeinde zum Beten treffen zu können. Und selbst mit der Errichtung einer Moschee wird noch lange kein islamisches Recht in Sachsen geltend gemacht. In diesem Kontext zur Islamisierung selbst: Tatsächlich habe ich häufiger Flugblätter von den Zeugen

Jehovas in der Hand, die sehr besorgt scheinen, dass ich eines Tages in der Hölle lande, als dass Moslems an meiner Tür klopfen und mich zur fröhlichen Koranstunde mit Keksen einladen.

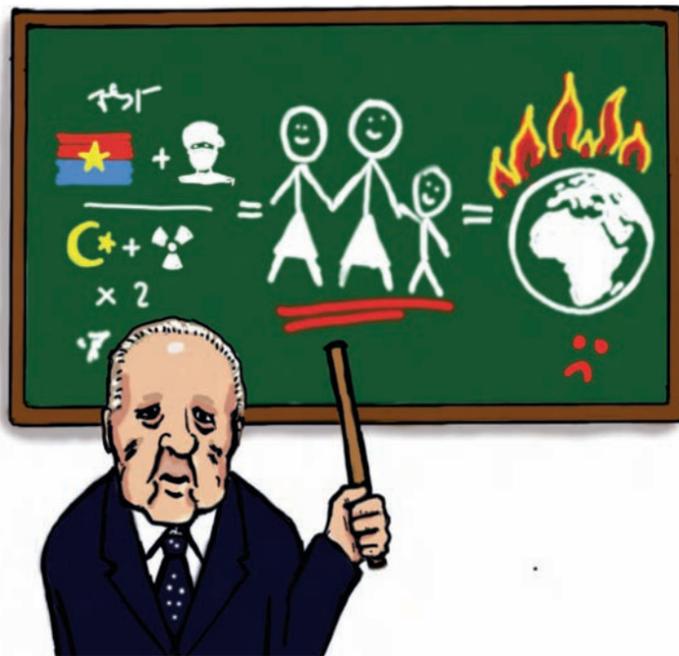
Laut Artikel vier des Grundgesetzes steht den Menschen in Deutschland freie Religionsausübung zu. Wieso also dürfen zahlreiche Glaubensgruppen frei in Leipzig flanieren, Katholiken im überwiegend atheistischen Osten eine Kirche in die Innenstadt setzen, nur die Moslems sich nicht frei entfalten? Vielleicht ist es eine Frage der Mode: Kopftücher sind einfach nicht jedermanns Ding.

Aber über Geschmack lässt sich bekanntlich streiten. Was auch mit der nächsten Beschwerde einhergeht: Ein Gebäude im so genannten „orientalischen Stil“ passe optisch nicht zu den Gebäuden der Nachbarschaft – so zu zumindest lamentiert CDU Kampfhund Wolf-Dietrich Rost. Es entstehe ein Spannungsfeld

mit der baulichen Umgebung. Was auch immer man sich unter so einer Spannung zwischen Gebäuden vorstellen soll – werfe die CDU einen Blick in die Stadt, fiele ihr auf, dass nirgendwo architektonischer Einheitsbrei herrscht: Prunkbahnhof neben dem Klotzbau der Höfe, verrottende Fabriken neben gutbürgerlichen Villen und – nicht zu vergessen – Weisheitszahn neben avantgardem Paulinum.

Die Frage des Geschmacks ist eine private und kann gerne im Freundeskreis munter ausdiskutiert werden. Unangebracht ist jedoch, diesen für politische Ziele zweckzuentfremden. Vor allem dann, wenn das eine Gruppe von Menschen – in diesem Fall die Ahmadiyya-Gemeinde – erstens ohne irgendwelche Indizien böswillige Intensionen unterstellt und zweitens: Wenn ihnen aus augenscheinlich willkürlich gewählten Argumenten ein Grundrecht entzogen werden soll.

Julia-Marie Czerwonatis



Mathematisch bewiesen (Seite 8)



Theologisch widerlegt (Seite 2)

Bilder: Verena Peters



Volles Haus

Die Universität platzt vor Studenten aus allen Nähten

Montags gegen 13 Uhr in der Mensa am Park fühlt man sich jede Woche in eine Zeit zurück versetzt, die die meisten – zumindest die mit Ostdeutschen Wurzeln – eigentlich nur aus Erzählungen ihrer Eltern kennen. Gemeint sind die schillernden Berichte von den vielen Stunden, die in Konsumschlangen verbracht wurden, um ein heiß begehrtes Bündel Bananen oder eine Ananas zu erbeuten. Überall stehen die Hungrigen in großen Anballungen. Zu den Kassen durchzukommen scheint nicht möglich, an den Eingang zurückkehren, weil man etwas vergessen hat, noch viel weniger. Doch sind es keine Südfruchtjäger, die sich durch das Unigebäude kämpfen. Das Einzige, was die vielen jungen Menschen vorantreibt, ist allmüttlicher Hunger. Problema-

tisch wird das dann, wenn die Schlange am „Schnellen Teller“ bis aus der Mensa herausragt und der Eingang zusätzlich zu den nicht übermäßig günstig angebrachten Mensakarten-Aufwertern noch mehr versperrt ist. Hat man es dann bis hinter die Kassen geschafft, gleicht die Suche nach einem Sitzplatz oftmals einem Glücksspiel. Schuld an der Misere ist die Tatsache, dass die Mensa nicht für einen dermaßen großen Ansturm hungriger Mäuler ausgelegt ist. Bis zu 5600 Essen werden am Tag ausgegeben und das bei nur knapp unter 1000 Sitzplätzen. Und natürlich haben alle gleichzeitig Hunger.

Zu Beginn eines jeden neuen Wintersemesters stürmen tausende Erstsemesterstudenten in die Universität. Sie wollen etwas lernen, im besten Fall Freunde finden und selbstverständlich

auch essen. Dabei gesellen sie sich zu den vielen älteren Studierenden, die sich an den wichtigsten Punkten der Uni versammeln. Neben der Mensa sind das noch die Toiletten und die zur Rauchercke erkorenen Treppe im Innenhof.

Dabei kann wohl noch von Glück gesprochen werden, dass nicht alle 41000 Studienbewerber eine Zulassung erhalten haben. Mit etwas über einem Sechstel der Gesamtzahl ist das eigentlich nur ein relativ kleiner Teil. Im Vergleich zum Vorjahr soll es sogar einen Rückgang an Zulassungen gegeben haben. Das könnte natürlich daran liegen, dass die Einführung des Numerus Clausus bei den Rechtswissenschaften für 200 Studienanfänger weniger in diesem Fach gesorgt hat. Das ist vorausschauend gedacht, die meisten brechen ohnehin nach

der ersten nicht bestandenen Hausarbeit wieder ab.

Bleibt die Frage, warum so viele Studienbewerber zugelassen werden, dass die Universität aus allen Nähten zu platzen scheint. Vermutlich, weil die eher weniger besuchten Räume der Universität, wie beispielsweise Hörsäle oder Seminarräume, spätestens ab der dritten Woche angenehm viel Platz bieten. Auch in den Bibliotheken herrscht – abgesehen von den Prüfungsmonaten – in der meisten Zeit anheimelnde Leere. Das ist für die paar Leute, die tatsächlich etwas lernen wollen, durchaus von Vorteil. Zwar hört man von übervollen Seminaren und Zweigbibliotheken, auch während des gesamten Semesters. Aber das ist dann wohl die berühmte Ausnahme von der Regel.

Anne Uhlig

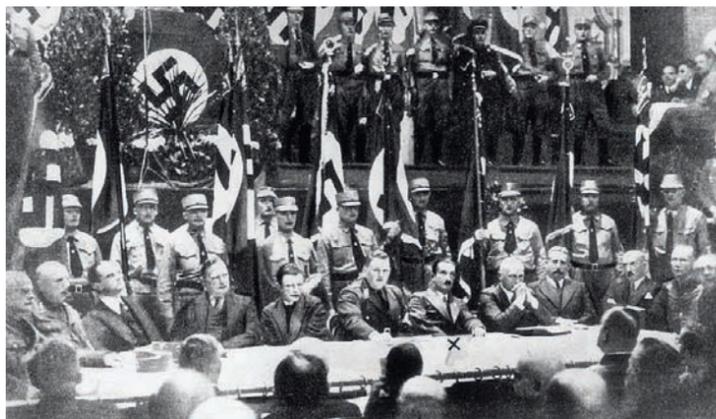
Professoren unterstützten Hitler

80. Jahrestag der Akademikerkundgebung in der Leipziger Alberthalle

Mit einer Kundgebung in der Leipziger Alberthalle bekannten sich am 11. November 1933 zahlreiche deutsche Wissenschaftler zu Adolf Hitler und dessen NSDAP. Anlass der Versammlung war die am nächsten Tag anstehende Volksabstimmung über den Austritt des Deutschen Reiches aus dem Völkerbund. Hitler hatte diesen bereits am 14. Oktober erklärt, nachdem Frankreich die sofortige Rüstungsgleichberechtigung Deutschlands abgelehnt hatte. Knapp einen Monat später ließ er den Austritt formal vom Volk bestätigen.

Diese Abstimmung nahm der sächsische Gauleiter des NS-Lehrerbundes Arthur Göpfert zum Anlass, um die Gelehrten des Landes in die Alberthalle zu laden. Sie sollten dort mit ihrer Kundgebung ein deutliches Bekenntnis zu Hitler und der NSDAP leisten. Zahlreiche namhafte Wissenschaftler folgten Göpferts Aufruf. Der prominenteste war der Philosoph und Rektor der Freiburger Uni Martin Heidegger. In einem flammenden Plädoyer verteidigte er Hitlers Konfrontationskurs.

Auch Wissenschaftler der Uni Leipzig spielten bei der Veranstaltung in der Alberthalle eine zentrale Rolle. So verfassten der Altgermanist Theodor Frings, der Romanist Walther von Wartburg und der Mediziner und spätere



Kundgebung in der Alberthalle 1933

Foto: Uni-Archiv

Rektor Arthur Knick gemeinsam mit Heidegger und zwei weiteren Autoren einen Text, der von der Versammlung verabschiedet und im August 1934 unter dem Titel „Ein Ruf an die Gebildeten der Welt“ veröffentlicht wurde. Darin forderten sie ihre ausländischen Kollegen auf, dem „Ring des durch Adolf Hitler geeinten deutschen Volkes um Freiheit, Ehre, Recht und Frieden das gleiche Verständnis entgegenzubringen, welches sie für ihr eigenes Volk erwarten“. Unter dem Text fanden sich 957 Unterschriften. Die größte Unterzeichnergruppe kam von der Uni Leipzig. Neben der kompletten Veterinärmedizinischen Fakultät und dem Pädagogischen Institut unterschrieben 30 Einzelpersonen.

Zu den Leipziger Unterzeichnern zählten auch dem NS-Regime gegenüber eher kritisch eingestellte Wissenschaftler wie Theodor Litt oder Levin Ludwig Schücking. Der Historiker Ulrich von Hehl vermutet in der Unichronik, dass dahinter neben einer „allgemeinen patriotischen Empfindung“, die Hitler für sich zu instrumentalisieren wusste, auch die Absicht stand, „sich durch ein unverbindliches politisches Bekenntnis aus der Schusslinie zu bringen“.

Die Sorge der Professoren, nicht ins Fadenkreuz des NS-Regimes zu geraten, war nicht unbegründet. Ein Achtel aller Lehrkräfte der Uni wurde während der NS-Zeit aus rassistischen und politischen Gründen aus dem

Amt entfernt. Im Frühjahr und Sommer 1933 geschah dies zunächst vor allem durch Denunziationen radikaler Studenten – allen voran des „Führers der Leipziger Studentenschaft“ Herbert Hahn –, die sich missliebiger Dozenten entledigten. Später erfolgte die Selektion dann zunehmend systematisch.

Die Veränderungen auf dem Weg zur Gleichschaltung zeigten sich auch an der Spitze der Hochschule. Auf den nur ein Jahr amtierenden und opportunistisch agierenden Hans Achelis folgte im Oktober 1933 der überzeugte NSDAP-Parteigänger Arthur Golf. Der Professor für Tierzucht machte auch vor den Akademikern in der Alberthalle keinen Hehl aus seiner Verehrung für den selbsternannten „Führer“. In seiner Rede spannte er einen direkten Bogen vom Reformator Martin Luther über Friedrich den Großen und Bismarck bis hin zum gebürtigen Österreicher. Golf verwies in seinem inbrünstigen Bekenntnis auf die „Erfolge“ der ersten acht Monate der NS-Regierung, wie die sinkende Arbeitslosigkeit, und rief die ausländischen Wissenschaftler auf, sich ihr eigenes Bild von Deutschland zu machen. Seine Ausführungen schloss er mit der Aufforderung: „Mit Adolf Hitler für des deutschen Volkes Ehre, Freiheit und Recht!“

Robert Briest

Meldungen

Keine Grenzen

Der Senat der Technischen Universität (TU) Chemnitz hat einen Antrag zur Einführung einer Zivilklausel für Forschung, Lehre und Studium abgelehnt. Den Antrag hatten die studentischen Vertreter im Senat gestellt. Eine Zivilklausel ist eine Selbstverpflichtung wissenschaftlicher Einrichtungen, nur für zivile Zwecke zu forschen. Seit 1986 haben 14 Hochschulen in Deutschland eine solche Klausel eingeführt. An der Universität Leipzig lehnte der Erweiterte Senat die Aufnahme in die Grundordnung auf. rlo

Open Access

Die Uni Leipzig hat Gregory Ralph Crane zum Open-Access-Bbeauftragten benannt. Crane hat seit April 2012 die mit fünf Millionen Euro ausgestattete Humboldt-Professur für Digital Humanities inne. Der Wissenschaftler werde die Universität „in Open-Access-Fragen repräsentieren und strategisch beraten“. Darüber hinaus wurde an der Universitätsbibliothek ein Open-Access-Büro eingerichtet, mit dem die Einstellung der Open-Access-Referentinnen Henriette Rösch verbunden ist. Sie soll Wissenschaftlern beratend zur Seite stehen, etwa in Fragen der Rechte bei Zweitveröffentlichungen. Zudem wird sie den Publikationsfond für Open-Access-Journals verwalten, der 2014 eingerichtet werden soll. 75 Prozent der Mittel dafür stammen von der Deutschen Forschungsgemeinschaft. rlo

Kurzmeldungen

+++ Maria-Cornelia Ziesch wurde als Kanzlerin der HGB Leipzig bestätigt. Ziesch ist seit 2004 im Amt und wurde für weitere acht Jahre gewählt. +++ Der Promotionsausschuss der Uni Gießen hat entschieden, dem SPD-Fraktionsvorsitzenden Frank-Walter Steinmeier den Dokortitel nicht zu entziehen. +++

Die Ausgeschlossenen der NS-Zeit

Uni Halle gedenkt der politisch motivierten Entlassung von Mitarbeitern 1933-45

In der Zeit des Nationalsozialismus entließ die Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg zahlreiche Mitarbeiter. Dies geschah im Zuge des „Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“. Anlässlich des offiziellen Gedenkens am 27. November bringt die Uni den offiziellen Band „Ausgeschlossener – Gedenken an die zwischen 1933 und 1945 entlassenen Hochschullehrer“ heraus.

Knapp ein Jahr haben über 20 Mitarbeiter mehrerer Fakultäten an dem Band gearbeitet, in dem sie über ihre Amtsvorgänger und einstigen Kollegen schreiben. Der Theologe Friedemann Stengel ist Historiker und Mitinitiator des Projektes. Er bedauert den Verlust von Menschen und geistigen Kapazitäten während des Nationalsozialismus. Manche der Betroffenen verschwanden völlig, nicht nur geographisch, aus dem „Deutschen Reich“, sondern auch aus dem Wissenschaftsdiskurs – bis heute. Knapp zehn Prozent der Hochschullehrer wurden damals entlassen; sechs wegen jüdischer Ehefrauen, 28, weil sie nach den Rassegesetzen als Juden galten, vier aus politischen Gründen und zwei wegen ihrer Homosexualität. Viele begingen Suizid, der größte Teil emigrierte, mindestens zwei wurden in Auschwitz und Theresienstadt ermordet.

„Für mich ist die Ambivalenz und Heterogenität der Entlassenen überraschend“, sagt Stengel, „die Betroffenen lassen sich vielfach nicht in die üblichen und vermeintlich klaren Opfer-Täter-Schemata einordnen.“ Tatsächlich waren von den Entlassenen nur drei ausdrücklich Regimegegner des Nationalsozialismus, andere Mitglieder der NSDAP. Tatsächlich war die Professorenschaft der damaligen Zeit überwiegend deutsch-national gesinnt, teilweise wurden Konzepte und Ideen, die die Nazis übernahmen und weiterentwickelten, von manchen von ihnen entwickelt oder unterstützt. Einen Grund für die verhältnismäßig späte Aufarbeitung der Entlassungen in Ostdeutschland sieht Stengel im „Kalten Krieg“ und in der besonderen Situation der DDR, in der manche der Hochschulmitarbeiter anschließend Karriere machten oder durch ihre eher deutschnationale Position nicht in die „Erinnerungspolitik“ der beiden Deutschlands passten. Außerdem war Homosexualität ein Tabuthema.

Von dem Gedenken erhofft sich Stengel, dass die Verschränkung von Macht, Wissenschaft und Recht weiter erforscht wird und nicht nur Opfer, sondern auch Zusammenhänge gesehen werden. Der Nationalsozialismus habe vor allem den Jüngeren nicht als

„anachronistische oder reaktionäre Bewegung, sondern als damals ‚hochmoderne‘, zeitgenössischen ‚wissenschaftlichen‘ Erkenntnissen entsprechende Weltanschauung“ gegolten, „die vor allem die vermeintlich objektiven Ergebnisse der eugenischen Biologie im ‚Volkskörper‘ politisch umsetzte“, fügt er hinzu. So gab es

gerade unter Studenten große Zustimmung zum Nationalsozialismus, auch viele Hochschullehrer haben die Entlassung in den Jubeljahren der Diktatur hingenommen. Im Band selbst wurden neben einer kurzen Biographie historische Entlassungsurkunden, Briefe und ähnliches aus Archiven verwendet. Martin Peters

Anzeige



FirmenKontaktGespräch
28.11.2013
Hörsaalgebäude Universität Leipzig
www.fkg-leipzig.de

Workshops Einzelgespräche Firmenstände

Allianz, Auswärtiges Amt, Bundesagentur für Arbeit, CLAAS, Deutsche Bundesbank, Deutsche Post DHL, H&D, itCampus, MLP, profi.com, Talanx, tecis, Verbundnetz Gas AG

Neid und Schadenfreude

Leipziger Forscher untersucht die Entwicklung des menschlichen Sozialverhaltens

Eine Erstklässlerin steht vor einer brisanten Entscheidung: Sie muss wählen, ob nur sie eine Münze bekommt oder ob auch ein fremdes Kind von einer anderen Schule belohnt wird. Ein Schüler, der sich in einem Magnetresonanztomographen (MRT) befindet, hat es in einem anderen Experiment nicht leichter: Er muss Münzen zwischen sich und einem Unbekannten aufteilen. Lehnt der andere ab, gehen beide leer aus – was er lieber vermeidet, immerhin lassen sich die Münzen später gegen wertvolle Preise eintauschen.

Nikolaus Steinbeis, der Kinder mit solchen Aufgaben konfrontiert, macht das nicht aus Spaß am Kinderquälen: Der Psychologe am Max-Planck-Institut für kognitive Neurowissenschaften untersucht die Entwicklung des menschlichen Sozialverhaltens. Dafür lädt er neben Erwachsenen auch Kinder ab 18 Monaten ins Labor ein oder geht direkt zu seinen Probanden, wie beispielsweise in seiner letzten Studie zur Entwicklung von Neid und Schadenfreude.

Für diese besuchte er mit seinem Team eine Primarschule in der Schweiz. Im Experiment wurde eine Wettbewerbssituation geschaffen, um das soziale Verhalten der Kinder zu untersuchen. Hierzu ließen die Forscher die Kinder in einem Raum an mehreren Computern eine Reaktionszeitangabe bewältigen. Ge-



Nikolaus Steinbeis erforscht menschliches Sozialverhalten

Foto: Alex Schlee

wann ein Schüler, so bekam er Münzen, die er später gegen Kinogutscheine und andere Preise eintauschen konnte – dem Verlierer wurden jedoch die Münzen abgezogen. „Wichtig war hier, dass sich die Kinder in dieser Wettbewerbssituation miteinander vergleichen konnten“, sagt Steinbeis, denn nur durch den sozialen Vergleich könnten Neid und Schadenfreude hervorgerufen werden.

Durch das Experiment wurde klar, dass die Schüler sich stark davon beeinflussen ließen, wie die Mitspieler abgeschnitten haben. Hatte ein Kind verloren und bekam die Rückmeldung, dass der Mitspieler gewonnen hatte, ging es ihm im Schnitt schlechter. Es war also neidisch. Hatte das Kind hingegen gewonnen, verbesserte sich seine Stimmung, was die Forscher als Schadenfreude

interpretieren. Zudem kamen die Forscher zu dem Ergebnis, dass besonders jüngere Kinder, im Gegensatz zu älteren Kindern, neidisch und schadenfroh reagierten. Neben diesem Trend in der Entwicklung gab es große Unterschiede zwischen den einzelnen Schülern. „Wir haben Kinder, die waren überhaupt nicht schadenfroh, die haben sich im Gegenteil sogar schlecht gefühlt, wenn der andere verloren hatte“, beschreibt Steinbeis die Variation, „ich glaube, wir können noch gar nicht so viel darüber sagen, woran das liegen könnte.“ Unterschiede zwischen Mädchen und Jungs konnten die Forscher in dieser Studie nicht finden.

Steinbeis' Forschung geht auch über die Methoden der klassischen Sozialwissenschaften hinaus: Als Vertreter der sozialen Neurowissenschaften ist er überzeugt, dass bildgebende Verfah-

ren wie die strukturelle und funktionale Magnetresonanztomographie zusätzliche Erkenntnisse liefern können. Beispielsweise ließe sich so untersuchen, inwiefern Entwicklungsverläufe kontinuierlich ablaufen. In einer anderen Studie kombinierte Steinbeis daher Spiele aus der ökonomischen Forschung mit bildgebenden Verfahren.

Gemeinsam mit Kollegen konnte er damit zeigen, dass strategisches Sozialverhalten mit steigendem Alter zunimmt, die beteiligten Areale im Gehirn aber bis ins Erwachsenenalter die gleichen bleiben. Hierfür ließ er Erwachsene und Kinder das „Ultimatumspiel“ und das „Diktatorspiel“ absolvieren, bei dem der Proband Münzen zwischen sich und einem unbekanntem Mitspieler aufteilen muss. Im „Ultimatumspiel“, bei dem der eigenen Gewinn davon abhängt, dass der andere das Angebot akzeptiert, wurden die Kinder mit steigendem Alter großzügiger. Im „Diktatorspiel“, bei dem der andere Mitspieler nicht ablehnen kann, waren die älteren Kinder genau so knauserig wie die jungen – ein Beweis dafür, dass sie strategisch spielten.

Im MRT zeigte sich, dass das Taktieren mit der Dicke der sich relativ spät entwickelnden Hirnrinde am linken Vorderlappen zusammenhängt. Auch bei Erwachsenen war die Dicke dieses Bereiches mit einer Vorliebe für gewieftes Vorgehen in den zwei

Spiele assoziiert, was dafür spricht, dass sich strategisches Sozialverhalten kontinuierlich entwickelt und sich bei Kindern und Erwachsenen nicht fundamental unterscheidet.

Darüber hinaus lieferte die Studie auch Evidenz, dass jüngere Kinder nicht unbedingt weniger großzügig sind, nur weil sie im Experiment manchmal weniger teilten – schließlich gaben sie als Diktatoren genau so viel ab wie die älteren, erkannten aber im „Ultimatumspiel“ noch nicht, dass Großzügigkeit ihre Gewinnchancen verbessert. Auch andere Studien, die den Anschein erwecken, kleinere Kinder würden sich weniger „sozial“ Verhalten, interpretiert Steinbeis eher vorsichtig: Die älteren Kinder hätten gelernt, welches Verhalten und welche Gefühle von ihrem Umfeld erwünscht sind und könnten ihr Verhalten besser kontrollieren. „Klar, man kriegt es mit zunehmendem Alter besser hin, den eigenen Vorteil zu maximieren und es dem anderen auch irgendwie passend zu machen. Aber ich finde, dass das auch eine gewisse abgebrühte Komponente hat.“ Er habe sogar das Gefühl, dass spontane, prosoziale Akte aus vollem Herzen eher abnehmen würden: „Dafür ist man als Erwachsener zu sehr damit beschäftigt, ständig Kosten und Nutzen der eigenen Handlungen abzuwägen.“

Julia Rohrer, Alexandra Hildebrand

Kampf um den leeren Platz der Macht

Politologin Julia Schulze Wessel erklärt, warum eine Demokratisierung in Ägypten derzeit nicht in Sicht ist

Auch drei Jahre nach Beginn des Arabischen Frühlings dauern die Machtkämpfe zwischen politischen Lagern und Militär in Ägypten an. student!-Chefredakteurin Julia-Marie Czerwonatis sprach mit Julia Schulze Wessel, Politikwissenschaftlerin an der Uni Leipzig, über den Ausbruch der Revolution, deren Ursachen und die fehlende Stabilität im Land.

student!: Husni Mubarak hat knappe 30 Jahre in Ägypten seine Macht gesichert. Wieso kam es zum plötzlichen Machtverlust?

Schulze Wessel: Es hat innerhalb der Machteliten Konkurrenzkämpfe gegeben. Das war in Ägypten die Konkurrenz zwischen dem Militär und der alten Riege Mubaraks. Wenn die Herrschaft, wie beabsichtigt, an Mubaraks Sohn Gamal übergegangen wäre, hätte das eine Entprivilegierung für das Militär bedeutet. Dieses war und ist eine große Wirtschaftsmacht in Ägypten. Gamal Mubarak hat eine Zeit lang in London gelebt und steht für einen neoliberalen Politik- und Wirtschaftsstil. Die Konkurrenz der Machteliten, die steigenden Brotpreise und das Entstehen einer neuen akademisch gebildeten Schicht sind wohl die Hauptfakto-

ren, die die revolutionäre Bewegung in Ägypten auslösten.

student!: Woran wird das Auseinanderfallen der alten Ordnung nach außen hin sichtbar?

Schulze Wessel: Zunächst ist das die Zuspitzung der sozialen Situation: In Ägypten wurden beispielsweise die Brotpreise so erhöht, dass Leute sich kein Brot mehr leisten konnten. Das ist der Punkt, an dem die Menschen die Herrschaft nicht mehr so akzeptieren, wie sie ausgeführt wird. Die Legitimation des Volkes fehlt somit. Ein weiteres Moment, was in Ägypten und Tunesien vor allem vorzufinden ist, sind enttäuschte Hoffnungen. Beide Regime haben unglaublich viel in die Ausbildung investiert. Es ist also eine akademische Schicht gewesen, junge gebildete Menschen, von denen die Revolution ausgegangen ist. Sie hatten mit ihren Abschlüssen überhaupt keine Möglichkeit, irgendwas zu werden in diesem System.

student!: Gibt es Unterschiede zu anderen historischen Revolutionen?

Schulze Wessel: Das eigentlich revolutionäre ist auf dem Tahrir-Platz (dort versammelten sich am 25. Januar 2011 über 10.000 Menschen zur ersten Demonstra-

tion, Anm. d. Red.) passiert. Dort hat sich das Volk, zusammengesetzt aus handelnden pluralen Akteuren, zusammengefunden. Menschen sowohl aus gebildeten als auch allen anderen Schichten haben hier in den ersten Wochen immer wieder in spontanen Aktionen ihren Protest kundgetan. Das war die Selbstkonstitution eines politischen Volkes: die Infragestellung der Macht.

Die Proteste haben ohne große andere Ordnungsideen begonnen. Wenn man sich die Revolutionen der vorangegangenen Jahrhunderte anguckt, dann beginnen alle mit einer bestimmten Utopie – man hat eine gewisse Ordnung vor Augen, die man in dieser Revolution umsetzen möchte. Das ist in Ägypten nicht der Fall gewesen. Anders auch in geführten Revolutionen: Hier gibt es eine konspirative Gruppe an Revolutionsführern, die einen genauen Plan vom Ablauf haben und denen die Massen als Instrument dienen, um etwas Bestimmtes zu erreichen. Die Versammlungen auf dem Tahrir-Platz war dagegen eine lose Absprache von verschiedenen Individuen. In diesen Spontanaktionen hat sich vor allem eine politische Bürgerschaft konstituiert. Das ist wie eine unrevolutionäre Erfahrung.



Julia Schulze Wessel

Foto: Privat

student!: In der Zwischenzeit wurden neue Verfassungen verabschiedet und wieder suspendiert, Präsidenten, wie Mursi, ein- und abgesetzt. Weshalb stabilisiert sich die politische Lage nicht?

Schulze Wessel: In Revolutionen gibt es den Kampf um den leeren Platz der Macht. Wenn der Herrscher gestürzt ist, ist die Revolution noch nicht beendet, zumindest solange die Frage der Macht nicht entschieden und keine neue Ordnung etabliert worden ist. Die Machtergreifung des Militärs in Ägypten ist eigentlich als Scheitern der Revolution zu sehen, da eine Elite der alten Ordnung weiter herrscht.

Die nächste Hoffnung waren dann die freien Wahlen, als Mursi

Präsident wurde. Demokratische Wahlen allein reichen aber noch nicht zur Legitimation und Stabilisierung politischer Ordnung aus. Die Herrschaft muss so ausgeübt werden, dass sie nach demokratischen Maßstäben funktioniert. Mursi hat natürlich auch versucht, seine Position zu sichern: Er wollte andere Machtzentren, wie das Verfassungsgericht, ausschalten. Als Mursi infolge des Militärputsches wieder abgesetzt wurde, hat nicht mehr als ein innerer Elitenaustausch stattgefunden, ohne dass sich eine neue Ordnung manifestieren konnte. Das Militär ist zu stark, als dass das geschehen kann. Es gibt keine adäquate Macht, um das Militär zu stürzen.

student!: Was heißt das für die Zukunft der ägyptischen Demokratie?

Schulze Wessel: Auch wenn das Militär versprochen hat, eine neue Verfassung einzuführen, bin ich skeptisch. Sie wollen sich ihre Privilegien sichern und ihre Wirtschaftsmacht behalten, sodass ich nicht daran glaube, dass sie ihre Position aufgeben und eine wirkliche Demokratie zulassen. Ich denke deswegen nicht, dass sich in absehbarer Zeit eine stabile Demokratie in Ägypten entwickeln wird.

Offene Bücher

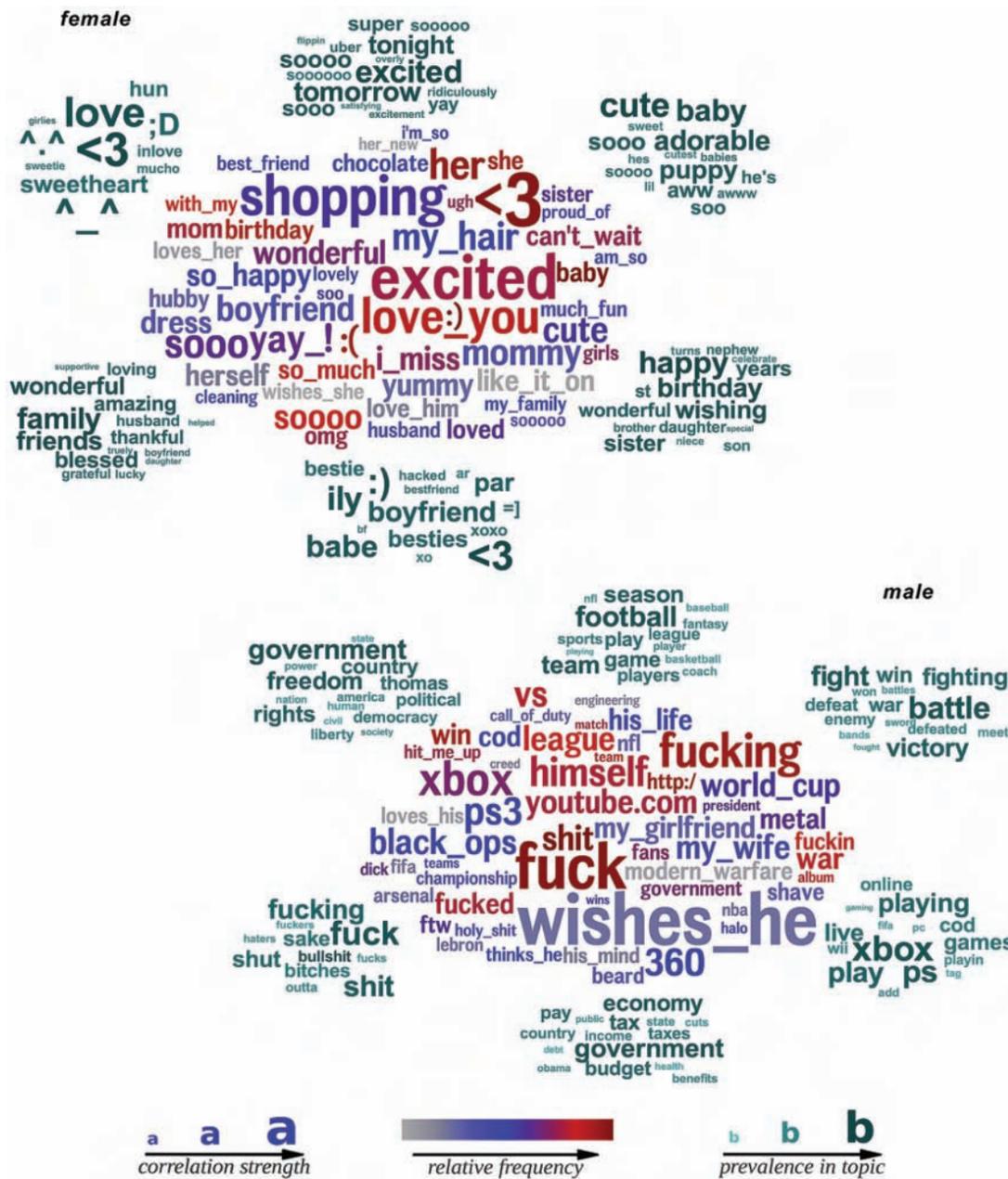
Was unsere Sprache im Internet über uns verrät

Nie zuvor in der Geschichte hatten Psychologen solche Datenmengen für ihre Studien zur Verfügung: Alleine die beliebtesten sozialen Netzwerke Facebook und Twitter werden heute von einem Siebtel der Weltbevölkerung regelmäßig genutzt. Forscher der Universität in Pennsylvania haben diese Datenfülle nun genutzt und den Sprachgebrauch von insgesamt 75.000 Freiwilligen in über 15 Millionen Facebooknachrichten analysiert. Dabei fanden sie große Unterschiede je nach Alter, Geschlecht und Persönlichkeit.

Der Leipziger Persönlichkeitspsychologe Stefan Schmukle hält nicht nur die Masse der verwendeten Daten für revolutionär. Auch die neue Form der Analyse, der sogenannte „Open-Vocabulary-Approach“, sei bahnbrechend. Früher wurden bei vergleichbaren Untersuchungen die Wörter nach bestimmten Kategorien sortiert, etwa Familie oder Arbeit, und dann ausgezählt. Bei der neuen Methode werden neue Themengebiete und Zusammenhänge von einem Computerprogramm erkannt und die Ergebnisse in Word-Clouds dargestellt.

Mit dieser Methode fanden die amerikanischen Forscher heraus, dass Männer in sozialen Netzwerken mehr Schimpfwörter und Frauen mehr emotionale Begriffe verwenden. Außerdem nutzen Männer im Zusammenhang mit den Wörtern Freundin oder Frau viel häufiger das Possesivpronomen „mein(e)“, als Frauen dies ihrerseits bei den Wörtern Freund und Mann tun. Die Forscher vermuten, es könnte daran liegen, dass Männer sich weniger über die Partner anderer Personen austauschen.

Zusätzlich zur Analyse der Nachrichten ließen die Psychologen die freiwilligen Studienteilnehmer einen Persönlichkeitstest ausfüllen und konnten so untersuchen, welche Worte und Themengebiete besonders hoch mit bestimmten Persönlichkeitsmerkmalen korrelieren. Dabei zeigte sich, dass emotional stabile Men-



Visualisierung der Studienergebnisse: Große Unterschiede zwischen den Geschlechtern beim Sprachgebrauch Bild: Plos One

schon überdurchschnittlich oft das Wort Erfolg verwenden. Familie, Sport sowie Kirche spielen bei ihnen ebenfalls eine sehr große Rolle. Der häufige Gebrauch des Begriffs Party deutet auf eine hohe Extraversion hin.

Im Bezug auf das Alter zeigt die Studie, dass der Gebrauch des

Wörtchens „ich“ mit fortschreitendem Alter immer weiter ab- und „wir“ zunimmt. Die Forscher können noch nicht mit Sicherheit sagen, ob dies damit zusammenhängt, dass Familie und Partnerschaft im Laufe des Lebens immer wichtiger werden oder ob es einfach daran liegt, dass die

junge Generation ichbezogener ist. Diese und ähnliche Frage müssen künftige Studien beantworten. Denn dass mit den Daten, die wir tagtäglich im Netz hinterlassen, weitergeforscht wird, ist sich Stefan Schmukle sicher. Myriel Hermann Studie auf www.plosone.org

Meldungen

Kaiser statt Bauer

Forscher der Universität von Cambridge haben die Bedeutung des Nachnamens für den beruflichen Erfolg nachgewiesen. Laut einer Feldstudie sitzen Deutsche mit gehoben klingendem Namen, wie „Kaiser“, „König“ oder „Fürst“, häufiger in Führungspositionen von Unternehmen als Personen, deren Namen eher alltägliche Berufe beschreiben, wie „Koch“ oder „Bauer“. Ursache sei eine direkte Assoziation der Namen mit Adelstiteln, denen historisch begründete Führungsqualitäten zugesprochen werden. So wirkt sich der Nachname häufig auf den beruflichen Werdegang und die Vergütung aus. Wobei die fachliche Kompetenz oftmals hinten ansteht. Grundlage für die Studie bildet die deutsche Namensforschung, mit deren Hilfe die Bedeutung heutiger Namen entschlüsselt werden kann. Für die Erhebung untersuchten Forscher 230.000 Datensätze. Dabei ordneten sie die Namen ihrer tatsächlichen Tätigkeit zu und stellten diese in einen Kontext mit ihrer historischen Bedeutung. hjr

Zellstabilisator

Keratin ist ein wichtiger Baustein für die Stabilität von Zellen. Fehlt der Stoff, werden Zellen mobiler und bilden möglicherweise Metastasen. Zu diesem Ergebnis kamen Physiker der Universität Leipzig. Bei ihren Untersuchungen konnten sie nachweisen, dass Zellen ohne Keratin aus ihren ursprünglichen Positionen auswandern können. Das Faserprotein bildet ein Zellskelett, das etwa in Hautzellen vorkommt. Die Erkenntnisse zur Bedeutung von Keratin könnten zu einem besseren Verständnis der Tumorbildung beitragen. Medizinprofessor Thomas Magin betonte jedoch, dass unklar sei, inwieweit die Befunde für Therapie von Tumoren relevant sei, da Tumorbildung viel komplexer sei als gemeinhin angenommen. rob

Krieg und Frieden

Studium universale widmet sich altem Menschheitsproblem

Arres ist der griechische Gott des schrecklichen Krieges und des blutigen Massakers. Doch bedarf es nicht der Position eines Gottes, um Kriege zu entfachen. Krieg beginnt im Menschen selbst, ebenso wie der Frieden. Mit dem Thema „Krieg und Frieden“ befasst sich auch die diessemestrige Vorlesungsreihe des studiums universale. Referenten aus verschiedensten Disziplinen diskutieren die Problematik auf der Suche nach Antworten für den Grund der Existenz des kriegerischen Handelns unserer modernen Gesellschaft. „Im 200. Jahr der Völkerschlacht wollen wir Hintergründe liefern und Bewusstsein dafür schaffen, wie

sehr Krieg und Frieden unsere Welt und die Wissenschaft bestimmen“, sagt Elmar Schenkel, der Leiter des Arbeitskreises studiums universale.

Laut Grundordnung der Uni Leipzig widmet sich das studium universale „ethischen und gesellschaftlichen Spannungsfeldern der Wissenschaft“. Aus diesem Blickwinkel betrachtet auch der amerikanische Liedermacher Fletcher DuBois den Gegensatz von Krieg und Frieden. Er wird seine Vorlesung mit dem Titel „Peace, peace, but there is no peace“ am 13. November unterstützt von Gitarre und Gesang halten. DuBois beleuchtet den Wandel im Menschen und die Frage der Wirkung

der Musik im Kampf gegen den Krieg. Die historische Darstellung der Thematik ist Jay Winter vorbehalten. Er ist Professor der Universität Yale und einer der international bedeutendsten Historiker des Ersten Weltkriegs.

In der Vorlesung „The Great War and Jewish Memory“ am 21. November (18 Uhr, Alte Handelsbörse) erinnert Winter, in englischer Sprache, an den Ersten Weltkrieg und die Stellung des Judentums zu dieser Zeit. Das studium universale endet am 5. Februar mit einer Diskussion von Befürwortern und Gegnern der Waffenproduktion.

Monique Heß Jeweils mittwochs 19 Uhr, HS 1

Anzeige

BÜNDNIS 90/DIE GRÜNEN im Sächsischen Landtag

7. Sächsischer Klimakongress

Ökologische Marktwirtschaft – nur ein Traum?

Themen:
 klimafreundliche Mobilität
 Klimaschutzkonzepte
 Braunkohle-Ausstieg
 Energiearmut
 Share Economy u.v.m.

Samstag
30.11., 10–17 Uhr
 TU Dresden
 Hörsaalzentrum, Bergstr 64

www.gruene-fraktion-sachsen.de

Gohlis sagt Nein, Leipzig sagt Ja

Heftige Auseinandersetzungen um den geplanten Moschee-Bau der Ahmadiyya-Gemeinde

Fort mit dem Vieh! Überall, wo der Islam ist, ist Gewalt!", rufen Menschen auf der Straße beim ersten – gescheiterten – Treffen der Bürgerinitiative gegen den Moscheebau. Den Diskussionen um das geplante Gebetshaus der Religionsgemeinschaft Ahmadiyya Muslim Jamaat (AMJ) in Gohlis fehlt es oft an Sachlichkeit. An dem Neubau mit zwei Minaretten und Kuppel, der an der Kreuzung Georg-Schumann-/Bleichertstraße entstehen soll, scheiden sich die Geister.

Die Stadt Leipzig hat die Gemeinde vom Verfassungsschutz prüfen lassen. Der hat die AMJ als unbedenklich eingestuft. Es wäre die 36. Moschee dieser Glaubensgemeinschaft in Deutschland, allerdings erst die zweite in den neuen Bundesländern. Das Gotteshaus ist für etwa 100 Menschen gedacht. „Wir errichten keinen Protzbau“, sagte Abdullah Uwe Wagishausen, Bundesvorsitzender der AMJ auf einer Pressekonferenz. Noch trifft sich die Gemeinde zum Beten in einer Wohnung in der Eisenbahnstraße, die mit 30 Leuten regelmäßig überfüllt ist.

In Hessen ist die AMJ im Juni diesen Jahres als erste muslimische Vereinigung als „Körperschaft öffentlichen Rechts“ anerkannt worden und steht damit auf gleicher Ebene mit den großen Kirchen. Doch das ändert nichts am Protest in Gohlis. Rashid Nawaz, Regionalvorsitzender der AMJ, ist das bei Moscheebauten schon gewöhnt. „Wir sind

fest davon überzeugt, dass es ruhiger wird.“ So extrem seien die Proteste bis jetzt zwar nur in Berlin gewesen, aber auch dort habe sich die Lage beruhigt. „Wir führen nun eine sehr harmonische Beziehung mit den Nachbarn.“

Befürworter und Gegner haben Internet-Petitionen gestartet. Die Bürgerinitiative „Gohlis sagt Nein!“, die nach eigenen Angaben wegen linksradikaler Drohungen zurzeit nur per E-Mail zu erreichen ist, hat ihr „Soll“ erfüllt: Schon knapp 2.500 Personen haben die Petition gegen den Moscheebau virtuell unterzeichnet. Die bis Ende Dezember laufende Petition „Leipzig sagt Ja!“, die als Reaktion darauf entstand, hat hingegen schon etwa 3.100 Unterstützer. Gemeinsam mit dem Bürgerbüro Gohlis will die Gemeinde jetzt explizit den Kontakt mit den Bürgern suchen. „Wir werden weiterhin für Dialoge zur Verfügung stehen“, sagt Nawaz. Zum Kontakt mit der ablehnenden Bürgerinitiative sei es noch nicht gekommen.

Viele der Ressentiments, so vermutet der gebürtige Pakistani, der in Deutschland studiert und promoviert hat, haben ihren Ursprung schlicht in der Unkenntnis der Leute. „Die Leipziger sollen keine Angst vor der Moschee haben. Sie dient in erster Linie dem Gottesdienst. Die Moschee wird niemals Schauplatz von Gewalt sein“. Im Gegenteil: Das Gohliser Gebetshaus wird „öffentlich“, der Austausch mit interessierten Bürgern, Schulklassen



Die NPD schlägt sich auf die Seite „besorgter Bürger“

Foto: René Loch

sen und Studenten ist ausdrücklicher Wunsch der Gemeinde. Die Ahmadiyya-Gemeinde ist eine Reformbewegung, deren Anhänger wegen der Auslegung ihres Glaubens verfolgt werden, etwa in Pakistan. „Man darf nicht alle in einen Topf werfen“, sagt Nawaz. Es bestünden große Unterschiede zwischen den islamischen Strömungen.

Die Unstimmigkeiten über den Bau der Moschee werden nicht nur im Kleinen ausgetragen. Nach einer Welle der Ablehnung traten die Thomaskirchen-Pfarrer Christian Wolff und Britta Tadiken öffentlich für den Bau ein. „Wir freuen uns, dass es zu diesem Bau kommt“, schrieben die beiden in einem offenen Brief. „Niemand kann es in einem Staat mit Meinungs- und Religionsfreiheit einer Glaubensgemeinschaft verwehren, ein Gotteshaus zu bau-

en.“ Davon ist die CDU-Nord nicht überzeugt. Sie hat sich offiziell als Gegner des neuen Gotteshauses bekannt. Der Bau einer Moschee im orientalischen Stil stehe im Spannungsfeld zur baulichen und kulturellen Umgebung, erklärte der Vorsitzende des Ortsverbandes, Wolf-Dietrich Rost, zugleich Landtagsabgeordneter in Sachsen. Auch auf der Facebook-Seite der Bürgerinitiative „Gohlis sagt Nein!“ mit aktuell rund 5.800 Sympathisanten wird kräftig gewettert. „Ich hasse diesen Islam- und Muselmist immer mehr. (...) Was haben wir nur für ein lasches Rechtssystem gegenüber diesen Dahergelaufenen? Wenn das so weitergeht, überlege ich, das Recht selbst in die Hand zu nehmen“, schreibt ein User auf der Seite. Der Grund: „Diese Typen“ hätten zwei seiner Firmenwagen „förmlich gesteinigt“.

Bei einer Demonstration Anfang November standen etwa 150 Moschee-Gegner und NPD-Anhänger rund 500 Befürwortern des Gotteshauses gegenüber. „Ich würde ausziehen, wenn die Moschee bei mir um die Ecke gebaut wird“, sagt eine 75-Jährige Leipzigerin, „Deutschland ist ein Ausländerstaat.“ Viele Moschee-Gegner sind kaum umzustimmen, auch dann nicht, wenn ihre Argumente entkräftet werden. Viele der alten Leute, die in der Nähe der Moschee wohnen, befürchten Lärm und Parkplatzprobleme. Dass die Moschee einen eigenen Parkplatz haben und von den Zier-Minaretten kein Muezzin rufen wird, ist ihnen dabei egal.

„Die bringen ohne mit der Wimper zu zucken Frauen um – das machen die gerne“. Ausländerfeindliche Sprüche wie dieser sind Gang und Gäbe. Große Sorge bereitet es den Gegnern angeblich auch, dass die Moschee neben der Erich-Kästner-Grundschule gebaut würde. „Die werden unsere Mädchen zwingen, auch Kopftücher zu tragen“, schreit ein aufgebrachter Mann. Auch CDU-Politiker Rost argumentiert ähnlich: „Zudem geht aus verschiedenen Berichten hervor, dass die Ahmadiyya Muslim Gemeinde, die Träger dieses Bauvorhabens ist, sich offensiv missionarisch darstellt und dies im Zusammenhang mit der Nähe zur Erich-Kästner-Grundschule eher kritisch zu betrachten ist“, ist auf der Homepage der CDU-Nord zu lesen. *Sofia Dreisbach*

Protest gegen „Compact“-Konferenz

Veranstalter wollen über Familie reden – Jusos sehen Affront gegen Homosexuelle

Was haben Bestseller-Autor Thilo Sarrazin, die ehemalige Tagesschau-Moderatorin Eva Herman und Journalist Peter Scholl-Latour gemeinsam? Alle drei sind in der

öffentlichen Meinung tief gefallen und graben nun irgendwo am erzkonservativen bis stramm-rechten Rand? Scheinbar falsch. Zumindest, wenn man der Ankündigung für die „2. Compact-Konferenz für Souveränität“ Glauben schenken möchte. Ihr-zufolge handel es sich um die „Großen Drei der deutschen Debattenkultur“, die bei der Veranstaltung in Leipzig am 23. November als Redner geladen sind.

Unter dem Motto „Für die Zukunft der Familie!“ sollen die Themenfelder „Familienfeindlichkeit, Geburtenabsturz und sexuelle Umerziehung“ behandelt werden. Aus Sicht vieler Kritiker ist dies allerdings nur die halbe Wahrheit. So sehen beispielsweise die Leipziger Jusos eine klare Ausrichtung gegen die Homosexuelle, womit die Konferenz schlichtweg einen Affront gegen Homosexuelle darstelle. Die Jugendorganisation der SPD hat deshalb eine Demonstration gegen die „rückwärts gewandte Konferenz“ angemeldet. Ihr Vorsitzender Frank Franke erläutert: „Die Jusos wenden sich regelmäßig gegen menschenverachtende Ideologien. Erst recht dann, wenn sie in einem 'wissenschaftlichen

Antlitz' wie zum Beispiel durch Thilo Sarrazin daher kommen.“

Sarrazin eckte erst kürzlich wieder an, als er in einem Interview im „Compact“-Monatsmagazin den Satz „Vorsicht, auch die Tunte kann sehr tüchtig sein!“ zum Besten gab. Er leitete damit die Antwort auf die Frage ein, ob der Staat nicht einen erfolgsbasierten Ausleseprozess blockiere, „indem er nicht die tüchtigen Jungs fördert, sondern gezielt die Jungs im rosa Kleidchen“.

Jürgen Elsässer, Chefredakteur von „Compact“, ist der Mann, der solche Fragen stellt. Aus seiner Sicht sind Sarrazins Äußerungen harmlos: „Man muss mit Blindheit geschlagen oder böse sein, um das als homophob zu verstehen.“ Sicher, an Formulierungsfragen allein liegt es wohl nicht, wie auch das schwul-lesbische Online-Magazin „queer.de“ anmerkte: Wenn sich Medien allein auf das „Tunte“-Zitat stürzen, machten sie es Sarrazin zu leicht, sich als missverstanden und als Zitierungsoffer zu geben. Viel problematischer sieht das Portal indes die prinzipielle Unterscheidung von Ehe und Homosexuelle. Hierzu bemühte Sarrazin einen Vergleich zu einem „Faultier“ und einem „Löwe“.

Die Leipziger Jusos treffe es sehr, dass Sarrazin noch Mitglied in der SPD ist. Franke dazu: „Wir verstehen nicht, dass er noch Bühnen bekommt. Seine Thesen sind menschenverachtend. Seine homophoben und rassistischen Aussagen sind unwürdig, diskutiert zu werden.“

Doch nicht nur an den angeblichen „Großen Drei“ entzündet sich die Kritik. Insbesondere die Einladung von Abgeordneten der russischen Parlamentskammer Duma, die zu den „Erfolgen von Putins Familienpolitik“ reden sollen, oder von Béatrice Bourges, die in Frankreich den Volkswiderstand gegen die Schwulenehe anführte, stehen bei „queer.de“ in der Kritik.

Dem Vorwurf der Einseitigkeit entgegnet Elsässer mit dem Verweis auf die Einladung eines Schwulenpolitikers der SPD. Dieser habe sich allerdings bis heute nicht zu der Einladung geäußert. Zugleich wurde aber von „Compact“ eine Akkreditierungsanfrage des „queer.de“-Chefredakteurs Norbert Blech für die Konferenz abgelehnt – ohne weitere Begründung.

Elsässer bestreitet allerdings, dass sich seine Konferenz gegen Homosexuelle richte. In einer

Passage aus der offiziellen Stellungnahme wendet man sich stattdessen gegen „Missverständnisse aus den etablierten Medien“. Dort heißt es: „Wir sind gegen jede Diskriminierung von Sexualität und neuen Lebensformen und begrüßen die erreichte Vielfalt in unserer Gesellschaft.“ Man wolle lediglich die Frage klären, ob der besondere Schutz der Familie „nicht verteidigt und durch gezielte Maßnahmen viel mehr unterstützt werden muss.“

Franke hält davon nichts und erwidert: „Für die Jusos ist dies eine rhetorische Diskriminierung, organisiert durch das 'Compact'-Magazin.“ Das Magazin vertritt nach Juso-Meinung den Standpunkt, dass Homosexualität okay sei, solange sie privat bleibt. Franke erinnert daran, dass sich der Staat bewusst in den Bereichen Ehe und Familie einmische, zum Beispiel beim Adoptionsrecht oder bei der steuerlichen Gleichstellung. Franke weiter: „Es fehlt doch das Eingeständnis, dass viele Menschen in Deutschland nach wie vor aufgrund ihrer Sexualität diskriminiert werden. Ohne ein solches kann schwerlich diskutiert und Gesellschaft verändert werden.“

Christian Döring

Anzeige

LEIPZIGER UNIVERSITÄTS CHOR

Giuseppe Verdi
MESSA DA REQUIEM

24. November 2013, 18 Uhr
Thomaskirche zu Leipzig

Karten an den bekannten VVK-Stellen
Reservierung für Leipzig-Pass-Inhaber an
der Abendkasse 5 EUR

www.uni-leipzig.de/unichor

LEIPZIGER UNIVERSITÄTS MUSIK

UNIVERSITÄT LEIPZIG

Der gewöhnliche Wahnsinn

Ein student!-Redaktionszyklus aus Sicht einer Redakteurin

Erinnerungen

Susanne Klingner

Chefredakteurin

Nov. 2000 bis Apr. 2002



Foto: Stephanie Füssenich

„Jeden Mittwochabend bei Carl und Daniel in der WG - wir haben zu siebent auf dem Fußboden gesessen und die Zeitung zusammengeschustert“, erzählt Susanne Klingner über die frühesten student!-Redaktionssitzungen.

Susanne gehört zu den Gründungsmitgliedern und steht als erste Chefredakteurin im Impressum der Debütausgabe im November 2000. „Die meisten von uns waren Journalistikstudenten, dazu haben wir ein paar Praktikumserfahrungen mitgebracht. Nach einem etwas holprigem Start haben wir gut und routiniert zusammengearbeitet.“

Nach zwei Jahren verließ Susanne die Redaktion um für ein Volontariat bei der „Taz“ nach Berlin zu gehen. Die heute 35-Jährige lebt seit 2005 in München und arbeitet als freie Journalistin und Publizistin. 2011 erschien ihr viertes Buch „Hab ich selbst gemacht“, in dem sie ihren Selbstversuch beschreibt, Alltägliches mit den eigenen Händen zu basteln und anzupacken. „In den letzten Jahren habe ich mich viel mit dem Thema Frauenemanzipation beschäftigt“, sagt Susanne. „Ich schreibe auf zwei Frauen-Blogs beziehungsweise habe ich sie mitbegründet.“ Außerdem publiziert die zweifache Mutter im „SZ-Magazin“ und anderen Zeitungen. „Ich bin ein wenig hyperaktiv. Es macht mir Spaß, neue Dinge anzustoßen. Das fand ich schon bei student! toll. Auch heute, gerade als freie Journalistin, habe ich die Möglichkeit, vieles auszuprobieren“, berichtet Susanne. Für die ehemalige student!-Redakteurin ist es jedoch auch wichtig, gelegentlich Abstand zum Medienbetrieb zu halten. „Journalisten nehmen sich manchmal sehr wichtig. Zu hoch sollte man das jedoch nicht bewerten. Journalismus ist nicht mehr oder weniger als eine Dienstleistung“, sagt Susanne. Was sie noch nicht gemacht hat, für die Zukunft jedoch spannend wäre, ist die Arbeit als Reporterin. „Man muss für den Job brennen – dann ist es genau das Richtige, zumindest für mich.“

Julia-Marie Czerwonatiz



Impressionen aus dem Redaktionsalltag

Fotos: als, jcz

Die menschliche Sprache ist ein Wundernis. Sie dient neben der Kommunikation auch zur Speicherung und Weitergabe von Informationen. Davon merke ich nichts, als ich vor meinem Laptop sitze, das Schreibprogramm geöffnet habe und der Cursor wartet. Diese Idee mit dem blinkenden Strich ist sinnvoll, sofern man etwas zu schreiben hat. Wenn nicht, verhöhnt einen jedes Verschwinden des kleinen, schwarzen Senkrechten umso mehr. Denn würde er weiterwandern und Zeile um Zeile mit Inhalt füllen, wäre er die ganze Zeit sichtbar und würde zuverlässig den eigenen Gedankenfortschritt anzeigen.

Um das klarzustellen: Ich spreche nicht von Hausarbeiten. Diese wunderbaren Erfindungen sind ein Kinderspiel, denn es muss außer einem Lehrenden keinem gefallen. Ich will nichts verkaufen, außer meiner fachlichen Kompetenz, und die lässt sich am besten nüchtern und trocken darstellen. Bei dem, was darüber hinaus geht, fangen die Schwierigkeiten an: ein Schriftstück, das neben Klugheit und Bildung auch Witz und Unterhaltung versprühen muss, wie die Mail an meinen Dozenten mit der Bitte, den Abgabetermin meiner Hausarbeit zu verschieben oder ein Artikel für student!.

Doch nicht erst der blinkende Cursor auf der leeren Seite ist ein Problem. Schon die Artikelauswahl stellt sich als anspruchsvoll dar. In der ersten Redaktionssitzung nach dem Erscheinen der aktuellen Ausgabe sind zunächst alle glücklich. Die Zeitungen wurden am Campus verteilt und die Verteiler ernteten teils begeisterte, teils genervte Blicke. Ebenso steht die Blattkritik an. Werde ich gelobt, freue ich mich; wenn nicht: auch nicht schlimm. Beim nächsten Mal geht alles besser. Und mit dieser euphorischen Einstellung – der Journalismus gehört mir, die anderen in der Redaktion sind die nettesten Menschen der Welt, mein Lebenslauf sieht super aus – wer-

Die Themenauswahl ist nur die halbe Miete

den die Artikel verteilt. Ich habe einen vielversprechenden ergattert, über ein Thema, das mich interessiert. Das Glücksgefühl ist erst vorbei, wenn ich nach dem gemeinsamen Essen mit der Redaktion nach Hause fahre und genau darüber nachdenke, was ich mir eingebrockt habe und worüber ich eigentlich schreiben soll.

Die Informationen, die ich brauche, sind die gewünschte Zeichenanzahl, Thema und fachkundige Ansprechpartner. In diesem Eifer informiere ich mich

zunächst, denke mir möglichst eloquente Fragen für das Fachpersonal aus, baue einige Fremdwörter ein – schon wandert der schwarze Cursor standhaft und selbstbewusst über die Seite. Der Rest der Arbeit: erst einmal verdrängen. Nach einer Weile rückt mir der offene Artikel jedoch wieder ins Bewusstsein. Die Ansprechpartner erhalten dann panische Mails; habe ich Glück, sitze ich bald in einem Büro und frage einen klugen Kopf nach seiner Meinung. Alles hat funktioniert – man bemerke, ich beschreibe hier den Idealfall. Das Handy hat zuverlässig aufgenommen. Wenn nicht, erfahre ich die Schmach, den Interviewten nochmals anzusprechen und das Versagen einzugestehen.

Ich habe die Datei auf einen sicheren Datenträger übertragen (wenn nicht ... man kann es sich

Die Angst vor dem blinkenden Cursor

denken) und habe einen Plan, wie der Artikel strukturiert sein sollte. Meistens ist dies schon aus dem Gespräch klar geworden und die Wörter schreiben sich von selbst. Lässt mich jedoch der kleine senkrechte, virtuelle Strich im Stich, sitze ich nächtelang und feile an unsäglichen Formulierungen, kratze all meine Kenntnisse zusammen, nur um am Ende trotzdem unzufrieden zu sein. Und der Idealfall tritt selten ein.

Danach kommt das noch größere Problem: Wo bekomme ich ein Foto für den Artikel her? Und wieder wird der Gesprächspartner angeschrieben. Habe ich Glück, war dieser bei einem kompetenten Fotografen. Im schlimmsten Fall sendet der Ansprechpartner ein Bild vom Tag seiner Jugendweihe oder Weisheitszahnoperation. So oder so, student! hat Fotografen, die sich im Notfall ein Motiv einfallen lassen. Der fertige Artikel landet im E-Mail-Postfach des Ressortleiters und kommt mit Kommentaren zurück. Üblicherweise steigt die Anzahl der Verbesserungsvorschläge proportional zu meinem Alkoholpegel während des Schreibens. Sind die Schnitzer nüchtern ausgemerzt, landet die Chose bei der Chefredaktion. Von da an liegt nichts mehr in meinen Händen: Während der Endredaktion werden mindestens zwölf Augen mein Erzeugnis auf der fertig gelayouteten Seite scannen. Selbst dabei wird noch manches übersehen. Meistens jedoch wird alles gut: Die Redakteure gehen irgendwann heim, die Chefredaktion verschickt 4.27 Uhr noch übermüdete und daher alberne Mails und am Montag liegt die Zeitung zum Verteilen bereit. „Hier, magst du einen student!?“

Eva Bretschneider

DER MONATLICHE WAHNSINN

AUSGABE 100

VETERANEN ERZÄHLEN

AUSGABE 100



...r Service), Sofia Dreisbach (Ressortleiterin Leipzig), Denis Gießler, Robert Briest (Chefredakteur, Ressortleiter Wissenschaft), Eva Ahmet Dogan (Ressortleiter Kalender/Rätsel), Julia-Marie Czerwonatis (Chefredakteurin, Ressortleiterin Perspektive), Tobias Ungerer, ...nn (Ressortleiterinnen Thema), Julia Rohrer, Monique Heß, Alexandra Hildebrand, Anne Uhlig (Ressortleiterin Kultur), Alexander Schlee
Foto: als

DIE ZEITEN ÄNDERN SICH

Zwischen der ersten Ausgabe des student! und der 100. liegen 13 Jahre. In diesen ist viel passiert - vor allem ist Vieles teurer geworden.

So kostete das **SEMESTERTICKET** im Jahr 2000 umgerechnet **47€**, 2013 schon **94€**.

Der **SEMESTERBEITRAG** stieg in dieser Zeit von **44,50€** auf **114,50€**.



Fünf Jahre Verspätung

Das jahrelange Hin und Her um den Universitätsbau

auf eine rechtzeitige Fertigstellung zum 600-jährigen Jubiläum der Alma Mater im Jahr 2009. Der Wiederaufbau der St. Pauli-Kirche ist jedoch nicht Bestandteil der Ausschreibung. Die Unigremien hatten dies bereits 1999 abgelehnt. Der Wettbewerb endet schließlich ohne Sieger. Die zweitplatzierten Architekten Behet und Bondizo aus Münster erhalten den Zuschlag.

Doch 2003 beschließt die Staatsregierung nach anhaltenden öffentlichen Diskussionen den Wiederaufbau der Paulinerkirche zu unterstützen. Der damalige Unirektor Volker Bigl sieht darin einen Eingriff in die Hochschulautonomie und tritt zwei Tage später zurück. Der Streit erreicht seinen Höhepunkt. student! schreibt zu diesem Zeitpunkt von einer Politisierung des Universitätsbaus. Die Parteien würden das Projekt zu ihren Gunsten ausnutzen. Die CDU unterstützt die Forderungen des Paulinervereins nach einem Wiederaufbau der Universitätskirche, die SPD die Position der Uni.

Im Frühjahr 2004 soll ein letzter Architektenwettbewerb die entscheidende Lösung bringen. Der Entwurf des Siegers Erick van Egeraat aus den Niederlanden erinnert deutlich an die gesprengte Kirche,

soll jedoch primär als Aula genutzt werden. Daran angeschlossen ist ein kleiner Raum für Gottesdienste.

Im selben Jahr erfolgt schließlich der offizielle Baubeginn und ein Jahr später wird der Grundstein für die neue Mensa gelegt. Als weitere zwei Jahre später ein Baustopp verhängt wird, gerät das Unternehmen allerdings erneut ins Wanken. Differenzen zwischen dem Staatsbetrieb Sächsisches Immobilien- und Baumanagement (SIB), der als Bauherr fungiert, und dem Generalunternehmen Züblin wegen Brandschutzmaßnahmen verzögern den Bau um neun Monate und steigern die Kosten um viereinhalb Millionen Euro.

Zumindest der Abriss des sozialistischen Universitätsbaus geht ohne Probleme über die Bühne. Die Lehrveranstaltungen sind zu dieser Zeit über die gesamte Stadt verteilt. Vorlesungen finden im Städtischen Kaufhaus und in den medizinischen Fakultätsgebäuden statt. Für Seminare hat die Uni die obersten Etagen im Hochhaus am Brühl angemietet. Da auch die Hauptmensa bereits abgerissen ist, bilden sich zur Mittagszeit vor der Mensa Peterssteinweg oft lange Schlangen, die bis auf die Straße reichen.

2008 findet schließlich das Richtfest für das Paulinum statt. Im sel-

ben Jahr wird der Harms-Kompromiss beschlossen, wonach der Kirchenneubau den Namen „Paulinum-Aula und Universitätskirche St. Pauli“ tragen soll. Dieser Name verbindet die Aula mit einem Mahnmahl. Zu diesem Zeitpunkt rechnen die Bauherren, zumindest offiziell, noch mit einer Fertigstellung des Gesamtkomplexes bis 2010.

Im Jahr des 600. Unijubiläums 2009 werden dann zwar Hörsaalgebäude, Seminargebäude und Mensa eröffnet, doch die Firma von van Egeraat meldet Insolvenz an. Das Paulinum ist zu diesem Zeitpunkt erst zum Teil fertig gebaut. 2012 öffnet schließlich das neue Augusteum mit dem Audimax seine Pforten.

Derweil offenbaren sich im Alltagsgebrauch der fertiggestellten Gebäude bereits erste Mängel. So kapitulieren die Lüftungsanlagen im Hörsaalgebäude und in der Campusbibliothek in den Sommermonaten regelmäßig. Auf den Fluren und zwischen den Bücherregalen staut sich dann die warme, abgestandene Luft. Als mangelhaft erweist sich in der Praxis auch die Planung der Mensa am Park. Da aufgrund falscher Prognosen für deutlich weniger Studenten konzipiert, platzt sie derzeit mittags aus allen Nähten. Besonders im Nadelöhr hinter den

Kassen kommt es deshalb regelmäßig zu Staus.

Knapp vier Jahre nach dem avisierten Fertigstellungstermin kristallisiert sich mittlerweile zumindest ein Übergabetermin für das

Paulinum heraus. Am 2. Dezember 2014 soll die Uni das charakteristische Gebäude am Augustusplatz beziehen können. Dann feiert die Alma Mater bereits ihren 605. Geburtstag. *Anna-Sophia Schmidt*

Titel-Highlights zum Unibau

student! berichtet seit Jahren zum Stand des anhaltenden Unibaus. Wir haben Titel aus der Artikelreihe herausgesucht und aufgelistet:

- Die Mensa ist weg, es lebe die Mensa – Universität soll zu ihrem 600. Jubiläum im neuen Glanz erstrahlen, dafür muss auch Karl Marx weichen (12/2000)
- „Mancher ist darüber gestorben“ – Staatliche Vorschriften machen den Hochschulbau unnötig aufwändig und teuer (06/2002)
- Altar oder Aula – Landesregierung prüft, ob der Uni-Campus nun doch eine Kirche bekommt (12/2002)
- Niederländer gewinnt Architektenwettbewerb – Erleichterung bei allen Beteiligten nach Juryentscheid – Mensa-Neubau im Sommer (04/2004)
- Ein Blick in die Zukunft der Leipziger Uni – Uni-Umbau nimmt Gestalt an: So sollen die Gebäude am Augustusplatz einmal aussehen (04/2006)
- Baustopp! – Ende 2008 soll die neue Mensa fertig sein – trotz derzeitiger Verzögerung (04/2007)
- Kein Entkommen vor den Baustellen – 15 Millionen Euro fließen in die Erneuerung des Sportcampus (05/2007)
- Die unendliche Geschichte – Rektor reagiert gelassen auf die Verzögerung der Fertigstellung des Uni-Neubaus (06/2009)
- Das Raumschiff ist gelandet – Neues Augusteum: Übergabe mit zwei Jahren Verzögerung (04/2012)



Klangerlebnis in der Thomaskirche

Universitätschor ehrt Verdi zum 200. Geburtstag



Leipziger Universitätschor führt Verdis „Messa da Requiem“ auf

Foto: Gert Mothes

Nicht nur die Völkerschlacht oder Wagner feiern dieses Jahr ihr Jubiläum, auch ein weiterer berühmter Komponist zählt zu den diesjährigen Jubilaren. Anlässlich des 200. Geburtstags von Giuseppe Verdi führt der Leipziger Universitätschor zum Totensonntag am 24. November dessen Oratorium „Messa da Requiem“ in der Thomaskirche auf. student!-Redakteurin Miriam Pschirrer sprach mit David Timm, dem Leiter des Universitätschors, über die derzeitigen Proben und die Erwartungen an den geplanten Auftritt.

student!: Aus welchem Grund fiel die Entscheidung denn genau auf dieses Werk von Giuseppe Verdi?

Timm: Für einen Universitätschor kommen die Bühnenwerke Verdis wie „Aida“ oder „Nabucco“ eher weniger in Betracht, zumal sie momentan auf dem Spielplan der Leipziger Oper stehen. Außerdem führen wir traditionell ein Requiem zu diesem Zeitpunkt auf und da wir mit genau diesem Stück bereits 2006, 2007 und 2009, letztere Aufführungen in einer Kooperation mit dem Universitätschor Sevilla, große Erfolge gefeiert haben, war es für uns das passende Werk.

student!: Wie viele Musiker wirken bei diesen Auftritten mit?

Timm: Das Ensemble besteht aus circa 120 Chormitgliedern, dazu kommen einige Ehemalige und vier Solisten. Außerdem etwa 60 Orchestermitglieder des Mendelssohnorchesters. Insgesamt beläuft sich das also auf etwa 170 Musiker. Aber das Werk verdient es auch, dass möglichst viele Musiker daran mitwirken.

student!: Wann haben Ihre Proben begonnen?

Timm: Zu Beginn des Semesters. Wir haben mit einem Probenlager auf Schloss Mansfeld im Harz angefangen und schon dort wur-

den uns einige wirklich schöne Klangerlebnisse zuteil. Genau diese Klangerlebnisse wollen wir jetzt den Besuchern bieten.

student!: Mit wie vielen Besuchern rechnen Sie denn?

Timm: Das ist schwer vorherzusagen, der Verkauf läuft ja gerade erst an, aber es wäre schön, wenn möglichst viele der gut 1500 Plätze der Thomaskirche besetzt werden würden.

student!: Wollen Sie mit dem Auftritt eine bestimmte Zielgruppe ansprechen?

Timm: Wir möchten vor allem unsere Kommilitonen ansprechen, denen ihre Mitstudierenden ein besonderes Erlebnis bieten wollen. Wir möchten damit neben der fachspezifischen Bildung ein Stück kulturelle Bildung bieten. Deshalb sind die Preise sehr günstig und ich hoffe, dass dieses Angebot von möglichst vielen genutzt wird.

student!: Wird es die einzige Aufführung sein?

Timm: Ja, außerdem ist die Aufführung des Verdi Requiems die einzige in Leipzig in diesem Jahr anlässlich seines Jubiläums. Das Stück bietet eine unglaubliche Klangwirkung und zählt meiner Meinung nach auch zu einem der besten Werke Verdis. Obwohl es die Vertonung der Totenmesse darstellt, enthält es doch sehr viele freudige, schwungvolle und rührende Momente. Wir würden uns doch sehr darüber freuen, wenn sich viele Menschen darauf einlassen und Verdi einmal nicht nur durch Opern kennenlernen.

Kostprobe



Quelle: mb

Reflektor

Drei Jahre nach dem letzten erfolgreichen Album veröffentlicht die kanadische Indie-Rockband Arcade Fire nun ihr lang erwartetes viertes Album „Reflektor“.

Mit der neuen Platte möchte Arcade Fire an den Erfolg anknüpfen und überrascht mit einem äußerst veränderten Sound. Zu hören gab es das Album schon vor Erscheinen der Platte online im Stream.

Das letzte Album „Suburbs“ war überraschend erfolgreich. Für Songs wie „Ready To Start“ wurde die Band mit Preisen überhäuft und konnte sich sogar einen Grammy-Award abholen. Schon mit der ersten Single des neuen Doppelalbums setzt die Band dieses Mal auf andere Komponenten. Die Single klingt oft nach dem Discosound der 1980er Jahre und wartet sogar mit einem eingesungenen Refrain des bekennenden Arcade Fire Fans David Bowie auf. Trotz des neuen, eher tanzbaren Sounds überkommt einen nicht die Lust aufzuspringen und mitzurocken.

Der gleichmäßige Rhythmus vieler Songs lässt das Album schnell eintönig und kraftlos wirken. Das letzte Lied gleicht zu sehr dem ersten – schnell bekommt man als Zuhörer das Gefühl, es laufe eine Endlosschleife. Auch wenn das genauso gewollt ist, wird es einem überdrüssig.

Für gewöhnlich setzt Arcade Fire auf Folk-Elemente und unkonventionelle Instrumente. In manchen Titeln auf „Reflektor“ ist davon jedoch nichts zu hören. Bei vielen der 13 neuen Liedern ist nicht mehr viel vom typischen Arcade Fire Sound übrig geblieben. Es schient, als seien alle Melodien schon einmal da gewesen, was das Album wenig erfrischend macht.

Auch wenn „Reflektor“ eher eine schwächere Platte ist, bleibt Arcade Fire weiterhin eine der aktuell erfolgreichsten Indie-Bands ihrer Zeit. Der neue Sound klingt anders und durchaus gewöhnungsbedürftig. Treue Fans der Band wird das allerdings nicht abschrecken und Liebhaber der alten charakteristischen Klänge kommen bei Tracks wie „Here Comes The Night Time“ und „You Already Know“ immer noch voll auf ihre Kosten – was wiederum Lust auf das Album macht und auf nächste, tolle Alben hoffen lässt.

Vanessa Gregor

Arcade Fire, „Reflektor“, bereits erschienen

Kürzungsstrategien

Zukunft Leipziger Kulturbetriebe auf dem Prüfstand

Eine Arbeitsgruppe hat mit Hilfe der Dresdner Niederlassung der actori GmbH als externen Berater ein Papier bezüglich der Neustrukturierung der Eigenbetriebe Kultur in Leipzig vorgelegt. Grundlage für die Gründung der AG war die Forderung der CDU, „zum Ende des vierten Quartals 2013 einen Vorschlag zur Neuausrichtung im Sinne einer gemeinsamen Verwaltungsstruktur für die Eigenbetriebe Kultur vorzulegen.“ Das Ziel sollten Einsparungen in Höhe von etwa 1,6 Millionen Euro sein.

Die AG bestand unter anderem aus Mitgliedern des Stadtrates und Vertretern der Eigenbetriebe Kultur, geleitet wurden die Sitzungen von einem actori-Moderator. Sinn der insgesamt sieben Sitzungen war das Ausloten von diversen Einsparmöglichkeiten in den vier großen Kulturhäusern Leipzigs, Schauspiel, Oper, Gewandhaus und Theater der Jungen Welt.

Durchgearbeitet wurden verschiedene Strategien zur Zusammenlegung von ganzen Betrieben oder Teilbereichen. Dabei wur-

den die monatlichen Einsparungen und die Durchführbarkeit einzelner Aktionen durchgesprochen. Relativ eindeutig fiel das Urteil zu einer Zusammenlegung von einzelnen Abteilungen oder ganzen Betrieben aus. Beide Optionen empfanden die Beteiligten als nicht sinnvoll, da die Einspa-

„Wir haben jetzt den Punkt erreicht, an dem sich die Politik entscheiden muss“

rungen den deutlich höheren Verwaltungsaufwand nicht rechtfertigten. Die Entlassung von Mitarbeitern würde ebenfalls keine großen Einsparungen bringen, da in den Häusern bereits sehr wenig Personal „hinter den Kulissen“ sitze. Die Entlassung von Bühnendarstellern kam nicht in Frage, da ein Qualitätsverlust der darstellenden Künste vermieden werden sollte.

Eine Einigung konnte jedoch in der Bildung von Fachgruppen erzielt werden. In diesen Gruppen werden beispielsweise Großbestellungen an Bedarfsgütern aufgegeben und daraus resultieren-

de Mengenrabatte genutzt. Dadurch seien Einsparungen von bis zu 400.000 Euro jährlich möglich.

2011 wurde bereits ein ähnliches Gutachten erstellt, welches sowohl Kürzungsaspekte als auch Fusionsstrategien beinhaltete. Die Stadt Leipzig beauftragte auch damals die Firma actori, ver-

schiedene Schließungsstrategien zu erarbeiten. So war beispielsweise im Gespräch, die Musikalische Komödie in Lindenau zu schließen, die Ballettsparte der Oper zu streichen oder die Zweitspielstätten des Schauspiel Leipzig – die „Skala“ und das „Spinnwerk“ – zu schließen. Auch die diversen Fusionen einzelner oder aller Häuser wurden durchgerechnet. Umgesetzt wurde von den Vorschlägen die Schließung der Spielstätte „Skala“. Diese wurde jedoch hauptsächlich wegen ihrer Bauqualität nicht weiter bespielt. Die Umsetzung der Strategien wurde zunächst bis auf

die Zeit nach der Wahl des Oberbürgermeisters verschoben. Auf tatsächliche Sparmaßnahmen konnte man sich dann jedoch nicht einigen.

Die Entscheidung, wie mit den diesjährigen Ergebnissen zu den Eigenbetrieben Kultur umgegangen wird, liegt nun in den Händen des Leipziger Oberbürgermeisters Burkhard Jung. Die Ergebnisse wurden ihm bereits vorgelegt. „Die AG ist nicht das Gremium, das politische Entscheidungsgewalt hat“, sagt Martin Dehli, Moderator der AG im Auftrag von actori. Skadi Jennicke, Stadtratsmitglied der Linken fügt hinzu: „Wir haben jetzt den Punkt erreicht, an dem sich die Politik entscheiden muss.“

Dass die geforderten Einsparungen diesmal erreicht werden können, wurde jedoch bereits von mehreren verantwortlichen Stadtratsmitgliedern bezweifelt. Mehr als 400.000 Euro seien nicht einzusparen, ohne einen Qualitätsverlust zu verursachen. Gekostet hat das durch actori erstellte Gutachten knapp 90.000 Euro. Anne Uhlig

Widerstand durch Existenz

student!-Reisereihe: Erleben der Palästinensischen Autonomiegebiete

Es ist vier Uhr morgens, die Gassen sind voller Menschen. Kinder spielen. Ausgelassene Stimmung, hitzige Gespräche und laute Musik. Die Einwohner machen die Nacht zum Tag. Aus der Moschee erklingt der Gebetsruf und plötzlich wird alles ganz still. Es ist Ramadan und die arabische Welt wird zu neuem Leben erweckt.

Sechs Wochen Praktikum in Bethlehem, einer Stadt in den palästinensischen Autonomiegebieten. 42 Tage in der Fremde, voll mit Reisen, Grenzen, persönlichen Hürden und kritischen Fragen. Weit ab von dem durch die Medien vermittelten Bild bieten die palästinensischen Gebiete ein unbeschreibliches Gefüge von Natur, Kultur und Geschichte. Abgeschottet von der Außenwelt durch eine acht Meter hohe Mauer, liegt diese Schönheit verborgen und scheint für die meisten Touristen unerreichbar.

Als Freiwillige helfe ich Echlas Al-Azkeh (41), die aufgrund von Muskeldystrophie an den Rollstuhl gefesselt und deswegen auf die tägliche Unterstützung von ehrenamtlichen Helfern angewiesen ist. Zu Beginn sind noch zwei weitere Mädchen mit im Haus, Zainab (28) aus Kanada und Gemma (23) aus Großbritannien. Sie zeigen mir die verschiedenen Pflegeaufgaben und greifen mir dabei unter die Arme. Vom Anziehen, über das Waschen bis hin zum Zähne putzen sind wir Echlas eine ständige Stütze. Es ist das erste Mal für mich, dass ich jemanden in einen Rollstuhl hebe und ihn damit durch die Gegend fahre. Aber auch das Kochen, Wäsche waschen und Einkaufen gehört zu meinen Aufgaben. So entspannt die Tage dennoch scheinen, sind sie durch einen strengen Zeitplan strukturiert. Meist gegen Mittag empfängt Echlas ihre Schüler, denn einen kleinen Nebenverdienst schafft sie sich durch Arabisch-Unterricht. In dieser Zeit habe ich frei und gehe sehr oft in die Altstadt von Bethlehem. Ich genieße jeden Spaziergang entlang der Apartheidsmauer, die angsteinflößend ist und zugleich doch Neu-



Westbank (oben), Apartheid-Mauer (unten)

Fotos: eve

gierde erweckt. Die darauf zu findenden Graffitis fesseln mich jedes Mal aufs Neue.

Aber Echlas ist nicht nur auf ihren Unterricht bedacht, ganz im Gegenteil. Mindestens zwei Mal in der Woche verlassen wir gemeinsam das Camp, um andere Plätze in Bethlehem zu erkunden und dem Alltag zu entfliehen. Mit ihren Freiwilligen lebt sie nämlich im kleinsten Flüchtlingslager der Westbank, Beit Jibrin. Durch die israelische Besetzung Palästinas

musste sie ihre Heimatstadt verlassen. Die Umstände in den Camps haben sich seit ihrer Gründung stetig verbessert. Aus den Zelten wurden Hütten und aus diesen schließlich Häuser. Trotzdem sind die Lebensbedingungen nicht zufriedenstellend. Beispielsweise wird durch die mangelnde Wasserversorgung und die häufige Präsenz von israelischen Soldaten in und um Bethlehem die Situation noch zusätzlich erschwert und verschlechtert.

Nichtsdestotrotz lassen die zahlreichen Touristen die kleine Stadt stets zu einer religiösen Metropole werden: endlose Besucherschlangen vor der Jesus Geburtskirche und ein reges Markttreiben zwischen Gewürz- und Falafelständen. Sind die christlichen Geschäfte am Sonntag geschlossen, hat man die Möglichkeit, den muslimischen Verkäufern einen Besuch abzustatten. Die Altstadt von Bethlehem ist nie leer. Dazu wird je-

dermann freundlich begrüßt und mit einem herzlichen „Welcome to Palestine“ in Empfang genommen. Gastfreundschaft, die keine Grenzen kennt.

Aber nicht nur Bethlehem ist ein sehenswertes Reiseziel. Durch die Aufgabenteilung fahren Gemma und ich nach Nablus und Ramallah und besuchen zwei der größten Städte Palästinas. Das konservative Nablus bildet dabei das Gegenstück zu Ramallah, das geprägt ist von westlichen Einflüssen und voll mit Einkaufspassagen, Restaurants, Kinos und Hotels. Schon bei der Ankunft mit dem Sammeltaxi auf dem Nabluser Busbahnhof, spüren wir die Musterungen durch die Bewohner. Obwohl wir uns mit langer Kleidung verhüllen, fallen wir durch unseren hellen Teint auf. Eine große Stadt bei 33 Grad und während des Ramadan zu erkunden, ist keine leichte Aufgabe. Um einen kalten Tropfen Wasser zu uns nehmen zu können, verstecken wir uns in Hausfluren. Es hat was von einer geheimen Mission und ist dadurch fast mehr Spaß als Ernst.

Auch wenn die Menschen uns oft skeptisch begutachten, sind sie hilfsbereit. Einen Weg anhand von Straßennamen ausfindig zu machen, scheint fast unmöglich. Es ist keine Seltenheit, dass uns die Einheimischen viele Gehminuten zu unserem Ziel begleiten und damit ihr eigenes Tagesziel aus den Augen verlieren.

Neben Ramallah und Nablus erhalte ich außerdem die Möglichkeit, Tel Aviv zu besuchen. Im Vergleich zu Bethlehem scheint diese israelische Millionenstadt von einem anderen Stern zu sein. Anstelle von Flüchtlingshäusern reihen sich riesige Wolkenkratzer aneinander. Die Menschen leben fern ab von den Schicksalen der Westbank. Umso schwerer ist die Zeit dort und umso schwieriger die Tatsache, dass man bei der Ausreise einen Besuch der palästinensischen Gebiete außen vor lassen sollte. Was bleibt, sind Erinnerungen an eine unvergessliche Zeit in einem Gebiet, das für seine Menschen zunehmend verschwindet. *Eve Ehrlichmann*

Jungregisseur gesucht

Die Visionale öffnet zum 23. Mal ihre Pforten

Ich habe in den knapp sieben Jahren, die ich nun diesen Posten inne habe, viele beeindruckende Werke gesehen“, sagt Volker Pankrath, der Projektleiter der Visionale. Es gäbe viele Personen, die immer wieder an der Visionale teilnehmen und über die Jahre hinweg eine, durch ihre Beiträge sichtbare, Entwicklung durchleben.

Seit nunmehr 23 Jahren bietet die Visionale als regionale und seit 2007 sachsenweite Medienausstellung Kindern und Jugendlichen die Möglichkeit, ihre Fotografien, Kurzvideos und Radiobeiträge allgemein oder in jähr-

lich wechselnden Spezialthemen einzureichen. Diese Spezialthemen bieten Kindern die Möglichkeit, ihre Ansichten öffentlich zu machen und so auch unter den Besuchern zum Nachdenken anzuregen. In diesem Jahr steht die Ausstellung unter dem Thema „Natur findet Stadt“.

Die Jugendlichen haben sich unter dieser Vorgabe mit der Rolle der Natur in der urbanen Welt beschäftigt und ihre Meinung zum Dualismus zwischen Natur und Zivilisation festgehalten. Wie stehen sich diese beiden Welten gegenüber, oder können beide nebeneinander bestehen?

Mitte Oktober wählte die Jury aus den 144 eingereichten Beiträgen von Kindern und Jugendlichen der Altersklassen bis einschließlich 26 Jahren 74 Teilnehmer aus, die ihre Beiträge am 18. November öffentlich im Schauspielhaus präsentieren dürfen. Im Vorfeld wurden bereits 15 Preisträger von der Jury ausgewählt, welche im Schauspielhaus gekürt werden. Ein 16. Preisträger wird von den Besuchern gewählt und erhält dann im Rahmen der Ausstellung den Publikumspreis.

„Unser Ziel ist es unsere Bekanntheit vor allem in ländlichen Regionen zu steigern und so auch

den Kindern und Jugendlichen vom Land die Gelegenheit zu bieten, in dieser Form mit den Medien in Kontakt zu treten“, sagt Pankrath. Diesem Ziel dienen auch die Workshops, die den Kindern unter pädagogischer Aufsicht die notwendigen Fähigkeiten vermitteln sollen, um Beiträge einreichen und auch mit Unterstützung der Betreuer realisieren zu können. Unerlässlich sei es hierfür, zeitgemäß zu bleiben, erklärt Pankrath. Die Visionale dürfe nicht „old school“ werden, sondern muss mit den modernen Medien Schritt halten, um jungen Menschen weiterhin die Möglich-

keit zu bieten sich in Ihren Beiträgen mit den Medien zu beschäftigen.

„Ich würde mich freuen, wenn Kinder und Jugendliche auch in Zukunft die Möglichkeit nutzen können, ihre Beiträge einzureichen und einer breiten Öffentlichkeit zu präsentieren“, stellte Pankrath heraus. Über eine hohe Besucherzahl am Festival freue er sich natürlich auch.

Alexander Schuch

Das Medienfestival Visionale findet dieses Jahr am 18.11. um 13 Uhr im Schauspielhaus Leipzig statt. Der Eintritt ist kostenlos.

Studentenleben im Zeitraffer

Die neue Ausstellung der Kustodie begibt sich auf Spurensuche durch die Jahrhunderte

Leipzig ist seit mehr als 600 Jahren eine Studentenstadt. Nach Heidelberg ist die Alma Mater die zweitälteste Universität Deutschlands. Die Kustodie widmet deshalb ihre aktuelle Ausstellung der Spurensuche nach dem „Studentischen Leben in Leipzig“: Wie hat sich das Studentenleben seit der Universitätsgründung 1409 verändert? Wie war damals das Verhältnis zwischen Studenten und städtischer Gesellschaft?

Es ist kein einfaches Ausstellungenskonzept, einen Zeitraum von sechs Jahrhunderten in den verhältnismäßig kleinen Ausstellungsraum der Galerie im Neuen Augusteum zu packen. Auf den ersten Blick fühlt man sich daher auch etwas erschlagen von der Ansammlung an historischen Objekten. Chronologisch sortiert, geben die Dokumente, Gemälde und Hörtexte aber einen umfassenden Einblick in das Alltagsleben verschiedener Epochen.

Auf seiner kleinen Zeitreise lernt der Besucher den Studenten Paulus Behaim kennen, einen Patriziersohn aus Nürnberg, der 1572 mit 15 Jahren an die Uni kam. Paulus schrieb regelmäßig Briefe an seine Mutter, in denen er von seinem Studentenleben erzählte und Rechenschaft über seine finanziellen Ausgaben ablegte. Die in der damals typischen Schnörkelschrift verfassten Briefe



Ein einmaliger Schatz: originale Depositionsinstrumente Foto: Marion Wenzel

sind schwer zu entziffern. In Zusammenarbeit mit dem Lokalradio „Mephisto“ sind aber Hörstationen entstanden, an denen

dem Besucher die Briefe vorgelesen werden.

Höhepunkte der Ausstellung sind zweifelsfrei die sogenannten

Depositionsinstrumente, die die Sammlungskonservatorin der Kustodie, Cornelia Junge, als „unsere Mona Lisa“ beschreibt. Bei der Deposition handelt es sich um einen alten Brauch, der bis ins 18. Jahrhundert europaweit an Universitäten üblich war. Dahinter steckte die Idee, dass die jungen Menschen, die neu an eine Uni kommen, noch roh und unzivilisiert sind und symbolisch davon gereinigt werden müssen. Die Erstsemesterstudenten bekamen Kappen mit langen Hörnern aufgesetzt und Stoßzähne angesteckt. Diese wurden dann in einer meist ausartenden Zeremonie mit demütigenden Schimpfreden mit Zangen, Hämmern und Scheren abgetrennt. Die überdimensionierten Werkzeuge dafür finden sich in der Ausstellung. Die Universität Leipzig besitzt die einzigen noch im Original erhaltenen Depositionsinstrumente weltweit.

Manche Dinge sind aber auch durch die Jahrhunderte hinweg gleich geblieben: etwa das Prinzip der Matrikelnummer. Erst mit Erhalt des „Depositionsscheines“ durften sich die Erstsemester in die Matrikel einschreiben, ihnen wurde dann eine fortlaufende Zahl zugeteilt. Das große, schwere Matrikelbuch gibt es in der Ausstellung zu sehen, am liebsten würde man darin blättern. Sieht man aber genau hin, kann man

sogar die Abriebspuren erkennen, die die Studenten hinterließen, als sie ihren Finger auf das Buch legten und einen Schwur auf die Universität und den Rektor abhalten mussten.

Das Versprechen, den Besucher „von 1409 bis heute“ auf Zeitreise zu führen, hält die Ausstellung. Am anderen Ende des Raums befindet sich eine Hörsaalbank, die 2005 ausgebaut wurde. Der Tisch ist voller Kritzeleien, die vom schmutzigen Comic über die schlichte Langeweileklage „Ich will heim“ bis hin zum Tocotronic-Songzitat reichen. Auch die Entwicklung der typischen Studentenbude lässt sich in der Ausstellung beobachten: Eine Bleistiftzeichnung von 1890 zeigt eine für heutige Verhältnisse ärmliche eingerichtete Dachstube mit Ofen, Schreibtisch und griffbereit positioniertem Bierglas. In der zugehörigen Fotoausstellung im Foyer des Neuen Augusteums mit Gewinnerfotos zweier aktueller studentischer Wettbewerbe sieht man unter anderem ein Studentenzimmer „von heute“ mit Bob Marley-Wandbehängen – eine wahre Zeitreise.

Sandra Kuberski

Die Ausstellung in der Galerie im Neuen Augusteum läuft noch bis zum 31. Januar. Der Eintritt für Angehörige der Uni ist frei.

Ein Hauch von Antike im Schauspielhaus

„Antigone“ zeigt Zwist zwischen Recht und Menschlichkeit



Antigone und Kreon Foto: Rolf Arnold

Eine junge Frau steht auf der Bühne. Sie trägt ein schwarzes Kleid, das über und über mit Glitzer bedeckt ist, hohe schwarze Schuhe, die Haare sind streng zurückgebunden. Hinter ihr befindet sich eine ebenso dunkle Eisenwand. Durch eine Tür in dieser Wand steigt plötzlich eine weitere Frau. Auch sie ist in ein glitzerndes Abendkleid gehüllt. Ismene versucht ihrer Schwester Antigone Vernunft einzureden. Die Gesetze der griechischen Stadt Theben dürfe weder sie noch sonst jemand besudeln. Doch Antigone bleibt stur. In ihrem Gesicht zeichnet sich Entschlossenheit ab, Stolz,

Überzeugung – Ismenes Vorhaben scheitert.

Der Tod des Vaters der beiden Frauen, des Königs Ödipus, stürzt Theben ins Chaos. Die beiden rechtmäßigen Thronfolger Eteokles und Polyneikes, die Brüder von Antigone und Ismene, wollen sich zwar zunächst die Macht teilen, geraten aber bald darüber in Streit. Polyneikes gibt sich vorläufig geschlagen, greift Theben dann aber an, um sich den Thron zurück zu erkämpfen. Dabei töten sich beide Brüder gegenseitig. Aus diesem Unglück heraus entsteht ein weiterer Konflikt: Kreon, der neue Herrscher von Theben und gleichzeitig auch Onkel der beiden Toten, veranlasst für Eteokles ein Ehrenbegräbnis, während er Polyneikes als Verräter den Hunden und Vögeln zum Fraß vorwirft.

Dieser Entscheidung kann sich Antigone jedoch nicht beugen. Schon aus familiärer Pflicht, aber auch nach religiösen Geboten erweist sie ihrem geächteten Bruder, trotz Kreons Verbot, den Totendienst und beerdigt ihn nach den Regeln des Ritus. Diese Tat bleibt für sie jedoch nicht ohne Folgen. Kreon ist zutiefst erzürnt und droht Antigone mit der Todesstrafe – es beginnt eine harte und gnadenlose Auseinandersetzung über die unterschiedlichen Auffassungen von Recht und Pflicht.

Schauspiel-Intendant Enrico Lübke wird mit „Antigone“ seinem Ruf als Verfechter klassischer Inszenierungen von Theaterstücken mehr als gerecht. Durch moderne Abendgarderobe tragen die Schauspieler zwar nicht zu einer antiken Stimmung bei, dennoch wirkt Sophokles Klassiker dadurch nicht weniger eindrucksvoll. Das Ensemble, das komplett ohne Requisiten auskommt, bietet exakt den Originaltext dar, der besonders durch die kraftvollen und intensiven Dialoge beeindruckt. Dabei sticht vor allem Bernd-Michael Baier als Kreon heraus, der den machtbesessenen Herrscher auch als Menschen darstellt und diese innere Zerrissenheit dem Zuschauer greifbar macht. Die kühle und trockene Darbietung des gesamten Schauspielers besetzt den mittlerweile bereits 2400 Jahre alten Text von Sophokles ins Hier und Jetzt. Angelehnt an die antiken Umstände stellt „Antigone“ nicht nur die Frage nach den Grenzen zwischen Politik und Humanität, sondern beleuchtet auch die Verbindung von Reform und Menschlichkeit. Und eben diese Fragen sind es, die „Antigone“ auch in der heutigen Zeit sehenswert machen.

Mirjam Ratmann

Die nächsten Aufführungen am Freitag, 15. November, um 11 Uhr und 19.30 Uhr

Ohne Moralkeule

Film: „Jung & Schön“ und prostituiert

Isabelle ist jung. Gerade erst hat sie ihren 17. Geburtstag gefeiert. Und zweifellos ist Isabelle auch schön. Beides macht es ihr leicht, ältere Männer dazu zu bringen, hunderte Euro für Sex mit ihr zu bezahlen. Nach der Schule verabredet sie sich mit ihnen in luxuriösen Hotelzimmern. Sie erzählt ihnen, sie sei Studentin. Vor Freunden und Familie hält sie ihre Nebenbeschäftigung geheim. Doch als einer ihrer Kunden *La petite mort* wahrhaftig erlebt, droht das Geheimnis aufzuziegen.

Es ist eine Wohltat, dass der französische Regisseur Francois Ozon zur Leichtigkeit zurückgefunden und präzentiose Engengeschichten mit unerträglich unsympathischen Charakteren („Ricky“) hinter sich gelassen hat. Das überrascht – besonders in Anbetracht der Thematik seines neuen Films „Jung & Schön“. Prostitution einer Minderjährigen schreit schließlich geradezu nach verkrampfter Moralkeule. Doch Ozon spart sich den erhobenen Zeigefinger. Natürlich sind die Handlungen moralisch fragwürdig und die Freier machen sich strafbar, weshalb der Ton des Films nie ins Lächerliche abgleitet und den mittelbar und unmittelbar betroffenen Personen angemessen viel Raum für Entsetzen und Selbstreflexion eingeräumt wird. Doch die große Läuterung

bleibt aus und die Frage, ob Isabelle eine schlechte, kranke Person ist, offen im Raum stehen.

Es bieten sich viele Erklärungen für dieses (Sexual-)Verhalten an, etwa ein missratenes „erstes Mal“ kurz vor dem 17. Geburtstag. Doch nichts davon scheint für sich genommen eine ausreichende Erklärung abzugeben. Auch finanzielle Nöte dürften in einer offenbar wohlhabenden Familie keine Rolle spielen. So bleiben am Ende nur lose Andeutungen auf Ursachen.

Zusätzliche Schwere entnimmt Ozon diesem Stoff, indem er zahlreiche humorvolle Momente einstreut. Viele davon fügen sich in die sexuell aufgeladene Atmosphäre, die den gesamten Film umgibt, ein. Zu Beginn etwa zeigt sich Isabelles jüngerer Bruder Victor als Voyeur seiner nackt am Strand liegenden Schwester, später beobachtet er sie beim Masturbieren. Diese wiederum spielt sowohl mit ihrem Image als auch ihrem Stiefvater und „belästigt“ ihren Bruder mit Fragen zu dessen sexueller Aktivität. Viele dieser Szenen wirken witzig, tragisch und irritierend zugleich – nicht zuletzt ein Verdienst der herausragenden Darsteller, allen voran der jungen Entdeckung Marine Vacth, die gleich in ihrer ersten Hauptrolle eine solch ambivalente und mutige Performance hinlegt.

René Loch

Kostprobe

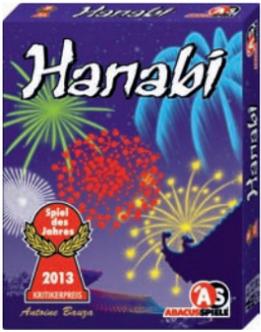


Foto: Abacus Spiele

Ein explosives Spiel

„Ab wie vielen Jahren ist das?“, werde ich nach dem Verlesen der Regeln skeptisch gefragt. Meine vier Mitspieler testen mit mir das Spiel des Jahres 2013. „Hanabi“ bezeichnet sich selbst als kooperatives Kartenspiel und setzt damit auf ein ungewöhnliches Spielprinzip. Wir verfolgen das Ziel, innerhalb einer halben Stunde ein „spektakuläres“ Feuerwerk in unserer Küche steigen zu lassen. Gewinnen können wir nur gemeinsam. Das Werkzeug dazu wird uns mit verschiedenfarbigen Raketen in die Hand gelegt. Allerdings verkehrt herum so, dass keiner die eigenen Karten kennt.

Diese Besonderheit zwingt uns zur Zusammenarbeit. Wer an der Reihe ist, versucht mit einer geschickten, aber knappen Formulierung dem Gegenüber möglichst viel Information über Farbe oder Zahlenwert seiner Handkarten zu geben. Tipps wie „Du besitzt zwei Blaue, hier und hier“ oder „Du hast keine Zwei“ können helfen, die fünf geforderten Stapel in der Mitte des Tisches in der richtigen Reihenfolge zu füllen.

Uns stehen insgesamt nur acht Hinweisplättchen zur Verfügung und so versuchen wir diesen mit viel Mimik und Gestik Nachdruck zu verleihen, was mit jeder Runde besser gelingt. Das liegt wahrscheinlich auch daran, dass mittlerweile jeder Zug gemeinsam geplant und fröhlich kommentiert wird. Aufmerksamkeit, Kombinationsgabe und ein gutes Gedächtnis sind gefragt, um keine falsche Rakete zu zünden, denn nach drei Fehlern wird das Feuerwerk abgebrochen.

Wer überhaupt nichts über seine Karten weiß, sollte also besser eine Unbekannte abwerfen und damit der Gemeinschaft ein heißbegehrtes Hinweisplättchen zurückgeben. Sobald kein Nachziehen der Handkarten mehr möglich ist, wird das Spiel beendet. Der Füllstand unserer abgelegten Stapel wird schließlich von imaginären Zuschauern bewertet. Das unerreichbare Maximum liegt bei 25 Punkten. Mit 23 Punkten kommen wir über ein „Super! Die Zuschauer sind begeistert!“ nicht hinaus. Wessen Ehrgeiz mit der einfachen Bewertungsskala noch nicht genug gefordert ist, kann den Schwierigkeitsgrad verschiedenartig erhöhen. Einerseits kann die Anzahl der Hinweise verringert werden, andererseits das entzündliche Repertoire um Karten der Farbe „Bunt“ ergänzt werden. Damit verbirgt sich hinter der simplen Aufmachung ein variables Denkspiel, bei dem jede Aktion gespannt verfolgt wird.

Sophia Neukirchner

Gesellige Zocker-Runden

Die Leipziger Community „Leipzig eSports“ führt Gamer zusammen

Sauber aufgereiht und vor sich hin brummend stehen PCs zu Hunderten nebeneinander. Monitore flimmern und Tastaturen, Headsets sowie Mäuse liegen bereit. Unmengen Anweisungen, die für Nichteingeweihte unverständlich sind, schallen durch den Raum und die Anzahl der Mausclicks pro Minute dürfte Gelegenheitsspielern ein Staunen ins Gesicht zaubern. So nimmt ein typischer mehrtägiger E-Sport-Wettkampf seinen Lauf, bis der Sieger einen Sponsoringvertrag, Hardware oder hohe Geldsummen, manchmal sogar im Millionenbereich, erhält.

Das typische Klischee des pickeligen, im Dunkeln sitzenden, männlichen Jugendlichen ist Geschichte: E-Sport (elektronischer Sport) ist ein Wettkampf, der neben regelmäßigem Training vor allem hohe motorische und geistige Fähigkeiten sowie eine sehr gute Hand-Augen-Koordination erfordert. Als Wirtschaftszweig floriert er seit Jahren, auch bedingt durch das zunehmend stabilere und schnellere Internet.

Während die E-Sport-Szene Ende der 90er Jahre mit dem Strategiespiel „Starcraft“ ihre Hochburg in Südkorea fand, zeichnet sich in Deutschland vor allem die „Electronic Sports League“ durch ihre große Community und zahlreichen Veranstaltungen aus. Eine eigene Szene



Kollektives Gucken einer eSport-Übertragung

Foto: Leipzig eSports

in Leipzig gab es lange Zeit nicht, bis sich 2011 die Community „Leipzig eSports“ (damals noch „Starcraft Leipzig“) gründete. Communitymanager Paul Heine blickt auf die Gründungsphase zurück: „Vor zwei Jahren traf ich mit ein paar Gamern den weltbesten „Starcraft“-Spieler in Leipzig. Danach kam uns die Idee, hier selbst eine Community zu gründen, um verschiedene Spieler im echten Leben zusammenzuführen, eine lebendige Gamerszene zu schaffen und Turniere sowie Live-Übertragungen auszurichten.“

„Leipzig eSports“ veranstaltete kurze Zeit später das aus den USA bekannte „Barcraft“. Dabei treffen sich Menschen in einer Bar, die normalerweise Sportevents wie Fußballspiele zeigt. Diese

werden nun durch Live-Übertragungen von E-Sport-Turnieren aus aller Welt ergänzt. „2011 haben wir erstmals eine 'Barcraft-Runde' im Cafe 'Köntneman' veranstaltet“, erzählt Heine. „Anfängliche Skepsis wich Optimismus und war letztlich ein riesiger Erfolg. Über 40 Leute kamen, schauten gespannt den Turnieren auf der Leinwand zu und tauschten sich über Gott und die Welt aus.“ Seitdem wurden weitere Übertragungen im „Beyerhaus“ und „Conne Island“ gestartet.

„Leipzig eSports“ zählt derzeit mehr als 50 aktive Mitglieder, ein Großteil davon studiert. Heine betont, dass die Community vor allem eine Plattform sei, die durch Eigeninitiative gespeist wird und so Raum für dynamische Entwicklungen bietet: „Wich-

tig ist für uns, ein möglichst breites Spektrum an Spielern anzulocken, sei es der professionelle 'Starcraft'-Hardcore-Gamer oder ein Gelegenheitsspieler – beiden soll unsere Plattform etwas bringen.“ Neben Übertragungen von Turnieren veranstaltet „Leipzig eSports“ auch andere Events wie gesellige Zocker-Ründchen im „Teamhaus“, kommentierte Vorführungen von Spielen im Videoformat und regelmäßige Online-Trainings in verschiedenen Spielen.

Das kommende Turnier, der „Leipzig Community Cup II“, stellt ein Highlight der „Leipzig eSports“-Community dar: Bei kostenlosem Eintritt und bisher über 40 festen Zusagen stehe laut Heine einem gelungenem Turnier aller Voraussicht nach nichts mehr im Wege: „Unser Turnier steht allen Spielern offen, die Bock drauf haben. Wir haben extra zwei Turnierbäume erstellt, um Profis von Anfängern zu trennen, so dass für beide Seiten ein bestmögliches Spielerlebnis entsteht.“ Während der Spiele könne man auf der Leinwand bei anderen Games zusehen oder sich mit Essen und Getränken stärken. Laut „Leipzig eSports“ findet das Finale dann am 7. Dezember in der Fakultät für Physik und Geowissenschaften statt. Den Gewinnern winken Sachpreise.

Denis Gießler

Abschied vom „Naziverein“

Das Präsidium des 1. FC Lok kämpft gegen das schlechte Image



Die Heimat von Lok: das Bruno-Plache-Stadion

Foto: Alexander Schlee

Es könnte ein Paradigmenwechsel sein, den Präsidium und Aufsichtsrat des Fußballclubs 1. FC Lokomotive Leipzig Anfang August eingeleitet haben. In einem offenen Brief verkündeten die Vereinsoberen ein unbefristetes Erscheinungsverbot für „Scenario Lok“, die führende Ultragruppierung im Stadion. „Das betrifft Fahnen und Banner jeglicher Art sowie Erkennungssymbole der Gruppierung“, heißt es in der Erklärung. Dies sei eine Reaktion auf die Vorkommnisse beim Auswärtsspiel in Babelsberg.

Dort hatten Fans des 1. FC Lokomotive mit einem – teilweise von den Heimfans provozierten – Sturm Richtung Babelsberg-Block, rechtsradikalen Gesängen und

gewalttätigen Auseinandersetzungen außerhalb des Stadions für negative Schlagzeilen weit über Leipzig hinaus gesorgt. Die Ereignisse waren mit Videomaterial zudem gut dokumentiert. Einige der beteiligten Personen seien laut Präsidium eindeutig Scenario zuzuordnen gewesen – deshalb das Gruppenverbot.

Das harte Durchgreifen sortiert sich damit ein in eine Reihe von Maßnahmen, mit denen sich das aktuelle, seit April amtierende Lok-Präsidium von den Verantwortlichen früherer Tage zu unterscheiden versucht. So distanzieren man sich etwa von Lok-Sympathisanten, die Ende Mai während des Drittliga-Relegationsspiels zwischen RB Leipzig und Sportfreunde Lotte im Gäste-

block anwesend waren, und kündigte Vereinsausschlussverfahren für den Fall an, dass sich einige von ihnen an den Böllerwürfen und dem Versuch, einen Zaun zu übersteigen, beteiligt haben sollten. Als Anfang Juli im heimischen Bruno-Plache-Stadion am Rande eines Freundschaftsspiels durch den Einsatz von Pyrotechnik ein Feuer entstand, verbannten die Clubbosse die Ultras daraufhin von der Hauptgeraden in die Fankurve.

Das im August verhängte Verbot von Scenario ist unter den Anhängern des 1. FC Lok umstritten. Während einige den Schritt als mutiges Zeichen im Kampf gegen den Rechtsextremismus lobten, hoben andere die Bedeutung der Gruppierung hervor. So waren es die Fans von Scenario, die bisher für die lautstarke Unterstützung sorgten, aufwändige Choreographien insbesondere vor den Duellen gegen RB auf die Beine stellten und zudem zahlreiche Unterstützeraktionen für die weiterhin hoch verschuldete „Loksch“ organisierten.

Die Ereignisse in Babelsberg waren allerdings nicht das erste Mal, dass Scenario negativ auffiel. Im vergangenen Jahr erstellte „chronik.LE“, ein Blog zur Dokumentation rassistischer und diskriminierender Geschehnisse im Raum Leipzig, ein Dossier und zog darin zahlreiche Verbindun-

gen zwischen der Gruppe und der rechten Szene. Insbesondere erregte eine Veranstaltung im NPD-Zentrum in der Leipziger Odermannstraße Aufsehen, als umliegende Kultureinrichtungen von Veranstaltungsteilnehmern, darunter angeblich zahlreiche Mitglieder von Scenario, bedroht wurden. Im vergangenen Dezember wurde zudem bekannt, dass die Gruppe vom sächsischen Verfassungsschutz als rechtsextremistisch eingestuft wird.

Inwiefern die aktuellen Maßnahmen einen endgültigen Bruch mit Scenario bedeuten, ist offen. Beim Landespokalspiel gegen RB Mitte Oktober war eine den Ultras zuzuordnende Fahne mit der Aufschrift „SL“ zu sehen. Im Vorfeld des Derbys sorgte zudem Präsident Heiko Spauke mit einigen Äußerungen für Aufsehen, mit denen er einen möglichen Gesinnungswandel bei Teilen der Gruppierung andeutete. Die Leipziger Internet-Zeitung zitierte ihn mit den Worten: „Bei rechten Vereinigungen sind die Leute nach ihren Aussagen alle raus. Sie wollen den Weg gegen Rassismus mitgehen und uns helfen, den Ruf als Naziverein loszuwerden.“ Würde der Kampf gegen den Rassismus tatsächlich auch von etablierten Stadiongängern mitgetragen, wäre das ein weiterer Paradigmenwechsel bei Lok.

René Loch

„Frauen sollen sich nicht rar machen“

Jule Specht über Erkenntnisse aus ihrem Buch zur Liebe und die Entwicklung der Persönlichkeit

Die Entwicklungspsychologin Jule Specht ist 27 Jahre alt, Juniorprofessorin an der FU Berlin, zweifache Mutter und schreibt gerade ein Buch über wissenschaftliche Erkenntnisse zum Thema Liebe. Im Interview mit den student!-Redakteuren Melanie Schröder und Robert Briest erklärt Specht, wie sich die Persönlichkeit von Erwachsenen verändert, warum die Vereinbarkeit von Familie und Karriere ein Problem sein kann und welche Erkenntnisse sie bei ihrem Buchprojekt überrascht haben.

student!: In Ihrer Forschung haben Sie sich intensiv mit der Veränderung der Persönlichkeit im Erwachsenenalter beschäftigt. Welche Veränderungen konnten Sie dabei feststellen?

Specht: Eigentlich ist die Persönlichkeit relativ stabil und auch die Big Five (siehe Kasten, Anm. d. Red.) gelten als relativ stabil. Es ist sehr unwahrscheinlich, dass sich Personen in diesen Merkmalen extrem verändern. Dennoch wird man im Laufe des Lebens mit vielen Situationen und Lebensaufgaben konfrontiert, an die man sich dann doch anpasst. Dadurch kommt es zu leichten Persönlichkeitsveränderungen. In meiner Forschung beschäftige ich mich damit, wie sich diese Merkmale verändern, wann und warum sie sich verändern. Dabei zeigte sich, dass die Verträglichkeit im Alter ansteigt, also ältere Personen deutlich verträglicher sind als jüngere. Der Stereotyp des grummeligen Alten, der über die Jugend schimpft, wird also nicht bestätigt, im Gegenteil. Gezeigt hat sich auch, dass Personen, die noch relativ jung sind, weniger gewissenhaft sind als Personen im mittleren oder höheren Alter. Es gibt also im Laufe des Lebens systematische Änderungen in der Persönlichkeit, aber die sind relativ klein.

student!: Älteren Menschen sagt man nach, sie seien weniger offen. Ist das ein Trugschluss?

Specht: Nein, dieser Stereotyp stimmt. Unsere Forschungen legen nahe, dass Personen im höheren Alter tatsächlich weniger offen sind.

student!: Sie sagten, die Veränderungen der Persönlichkeit im Erwachsenenalter seien eher gering. Was bedeutet „gering“?

Specht: Die Persönlichkeit ist mehr stabil als veränderlich. Aber es gibt Phasen, in denen sie mehr und andere Phasen in denen sie weniger stabil ist. Gerade im mittleren Erwachsenenalter zwischen 30 und 60 Jahren passiert relativ

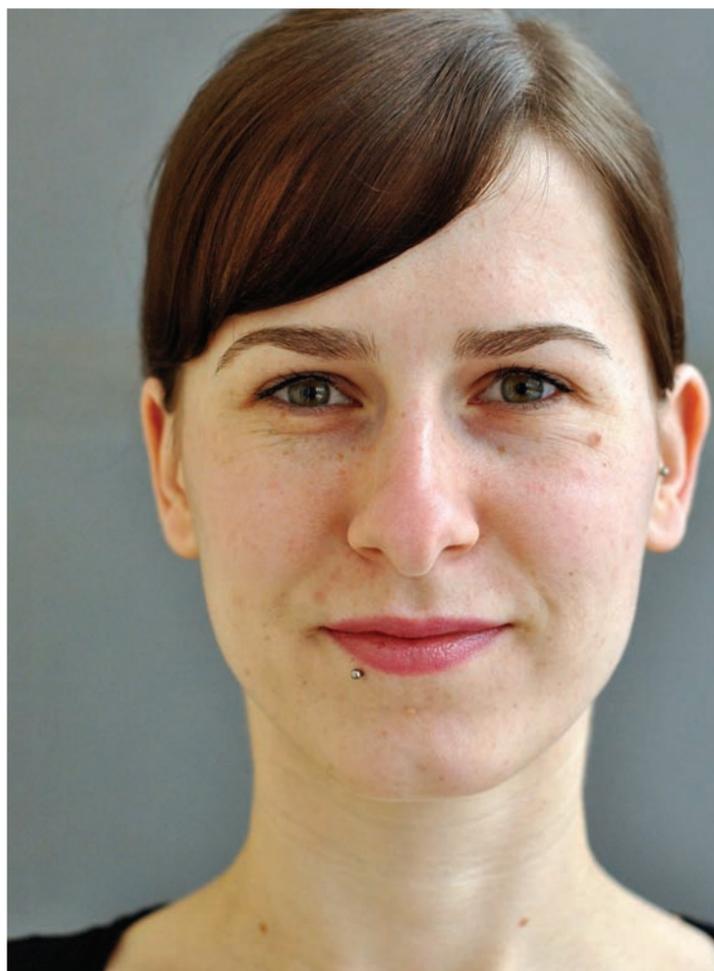
wenig in der Persönlichkeit, da bleiben wir die Person, die wir sind. Hingegen gibt es starke Veränderungen im jungen Erwachsenenalter und eben ab 60 Jahren.

student!: Wieso gibt es gerade in diesen Altersphasen größere Veränderungen?

Specht: Im jungen Erwachsenenalter geht man davon aus, dass ein Großteil der Veränderungen auf intrinsische Reifung zurückzuführen sind, also durch biologisch determinierte Prozesse angetrieben werden. Personen haben, vereinfacht gesprochen, ein genetisches Programm, das abläuft und zu bestimmten Veränderungen führt. Zudem finden im jungen Erwachsenenalter viele Umbrüche statt. Man beginnt zu arbeiten, wodurch die Gewissenhaftigkeit stark ansteigt. Personen gehen ihre erste feste Partnerschaft ein, gründen eine Familie, das beeinflusst auch die Persönlichkeit.

Wie das im hohen Alter ist, wissen wir noch nicht genau. Dass die Persönlichkeit im hohen Alter solche Sprünge macht, ist eine relativ neue Erkenntnis. Das liegt zum einen sicherlich an gesundheitlichen Veränderungen. Wenn eine Person krank wird und merkt, das Leben geht dem Ende zu, ändert sich, wie wir über uns selbst und über unsere Mitmenschen denken. Das macht aber nur einen kleinen Teil unserer Persönlichkeitsveränderung aus. Es kann auch hier sein, dass sich Personen verändern, weil sie viele Umbrüche erleben. Wenn Personen in Rente gehen, sinkt die Gewissenhaftigkeit deutlich. Auch passieren viele negative Dinge im Alter, wie Verluste und Einsamkeit. Trotzdem findet man, dass sich die Menschen positiv entwickeln. Wie das zusammenpasst, ist noch ein großer Rätsel, das wir gerade untersuchen.

student!: Sie haben sich in einer aktuellen Studie mit den Reifungsprozessen von Erwachsenen beschäftigt und sind zu dem Er-



Jule Specht arbeitete bis zum letzten Herbst an der Uni Leipzig

Foto: Privat

gebnis gekommen, dass eine höhere Lebenszufriedenheit zu einer positiveren Persönlichkeitsentwicklung führt, weil die Personen emotional stabiler, gewissenhafter und verträglicher werden. Woran liegt das?

Specht: Wir nehmen an, dass es sich um eine Art Puffer handelt: Wenn ich mich da, wo ich gerade bin, gut an die Erwartungen angepasst habe und sie gut erfüllen kann, fällt es mir leichter, mich in einer Art und Weise zu verändern, die es mir erlaubt, auch andere Aufgaben leichter zu meistern. Es ist immer schwierig, von „positiver Reifung“ zu sprechen, weil da eine Wertung mitschwingt, die wir in der Persönlichkeitspsychologie oft vermeiden. Aber die drei Eigenschaften Verträglichkeit, Gewissenhaftigkeit und emotionale Stabilität sind Merkmale, die mit vielen Vorteilen einhergehen, weil sie es erleichtern im Beruf erfolgreich zu sein, eine stabile Beziehung zu führen und gesund zu leben.

student!: Wenn sich zufriedene Menschen eher positiv entwickeln und unzufriedene eher nicht, ist die Lebenszufriedenheit dann eine Determinante durch die eine Schere zwischen zufriedenen und unzufriedenen Menschen entsteht, die immer weiter aufgeht?

Specht: Da gibt es viele Kollegen, die der Meinung sind, dass sich eine Schere auftut. Dass bestimmte Lebensereignisse, wie Auslandsaufenthalte oder hohe Lebenszufriedenheit, die Unterschiede zwischen Personen stabilisieren. Ich bin da ein wenig skeptisch, ob sich das wirklich immer weiter ausdifferenziert. Das wollen wir demnächst untersuchen. In einigen Fällen passt das aber durch-

sich teilweise etabliert, dass zum Beispiel eine Stelle für den Partner geschaffen wird. In Deutschland ist man relativ auf sich allein gestellt. Das führt auch dazu, dass viele Kollegen die Familienplanung aufschieben.

student!: Derzeit schreiben Sie an einem Buch über Liebe. Welches wissenschaftliche Interesse haben sie an der Liebe?

Specht: Ich untersuche, wie sich Menschen in romantischen Beziehungen verhalten. Eine spezifische Fragestellung, die mich interessiert ist, warum sich bestimmte Personen in ganz bestimmte andere Personen verlieben – also was ausschlaggebend dafür ist, dass es „Klick“ macht.

student!: Hatten Sie selbst ein Aha-Erlebnis während der Erforschung der Liebe?

Specht: Ja. Zum Beispiel ist der klassische Tipp, Frauen sollen sich rar machen, wenn sie jemanden mögen, nicht haltbar. Da hat die Forschung klipp und klar gezeigt, dass es sehr unangebracht ist, künstlich Distanz zu wahren, wenn man jemandem näher kommen möchte. Personen, die ihre Zuneigung zeigen, kommen deutlich besser beim anderen Geschlecht an als Personen, die sich zurückhalten und erobert werden wollen.

student!: Gibt es Persönlichkeitsunterschiede zwischen Personen, die eine Langzeitbeziehung führen und Menschen mit einem sprunghaften Beziehungsleben?

Specht: Generell kann man sagen, dass sich Beziehungen meist positiv auf die Persönlichkeit eines Menschen auswirken, vor allem die erste Partnerschaft. Langzeitbeziehungen haben selbst im Falle einer Trennung einen positiven Effekt auf die Persönlichkeit. Bei kurzen Partnerschaften hingegen gibt es stabile Merkmale, die von Beziehung zu Beziehung weitergegeben werden. Das heißt: Bin ich in einer Beziehung zufrieden und sie endet aus welchen Gründen auch immer, bin ich wahrscheinlich auch in der nächsten Beziehung glücklich. Bin ich aber in einer Beziehung eher unglücklich gewesen, werde ich es voraussichtlich auch in der nächsten sein. Die Zufriedenheit mit der Beziehung hängt nämlich immer auch maßgeblich von der eigenen Persönlichkeit ab.

student!: Zum Schluss können Sie vielleicht noch mit einer Allgemeinweisheit aufräumen: Gibt es das verfluchte 7. Jahr wirklich?

Specht: Es gibt den Effekt, dass die Beziehungszufriedenheit mit der Zeit sinkt, womit auch die Wahrscheinlichkeit sich zu trennen steigt. Das hat mit dem 7. Jahr aber überhaupt nichts zu tun. Die meisten Personen werden in den ersten zehn Beziehungsjahren kontinuierlich unglücklicher und bleiben dann gleichbleibend unglücklich (lacht). Davon kann der Einzelfall aber natürlich abweichen!

Das vollständige Interview findet ihr auf: student-leipzig.de

Infobox: Die Big-Five

Die Big Five der Psychologie sind fünf Merkmale zur effizienten globalen Beschreibung einer Persönlichkeit:

Die **emotionale Stabilität** beschreibt, wie viele Sorgen sich eine Person macht. Ängstliche Personen haben eine geringe emotionale Stabilität. Dahingegen ist sie bei selbstsicheren Personen, die sich wenig Sorgen machen, stark ausgeprägt.

Mit der **Extraversion** wird angegeben, wie gesellig oder sozial dominant ein Mensch ist. Handelt es sich um jemanden, der gern vorne steht und selbstbewusst einen Vortrag halten

kann, ist er extravertiert. Verkriecht er sich lieber allein zu Hause, ist er eher introvertiert.

Die **Offenheit** für Erfahrungen gibt an, inwieweit eine Person offen ist für andere Kulturen und Denkweisen.

Die **Verträglichkeit** beschreibt, wie stark sich eine Person an anderen Personen orientiert. Ist sie hilfsbereit, ist sie nachsichtig oder doch widerborstig und grimmig?

Die **Gewissenhaftigkeit** gibt an, wie ordentlich und zielstrebig eine Person ist und wie gewissenhaft sie ihre Aufgaben zu erfüllen versucht.

Nord-Süd, Süd-Nord

Zugvögel vermitteln Einsatzplätze für ausländische Freiwillige

Mehr als 3.000 junge Deutsche reisten im vergangenen Jahr nach Südamerika, Afrika, Asien oder Osteuropa, um dort beispielsweise an Schulen zu unterrichten oder in Projekten für Menschen mit Behinderung mitzuwirken. Unterstützt wurden sie dabei vom Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ), das mit dem „weltwärts“-Programm einen „entwicklungspolitischen Freiwilligendienst“ für Menschen im Alter von 18 bis 28 Jahren anbietet.

Nur wenige treten die Reise hingegen in umgekehrter Richtung an: Drei junge Freiwillige, zwei aus Ruanda und einer aus Nepal, arbeiten momentan für ein Jahr ehrenamtlich in Deutschland. Möglich gemacht hat das nicht das BMZ, sondern unter anderem die „Zugvögel“. Der gemeinnützige Verein hat es sich zum Ziel gesetzt, aus dem Nord-Süd-Austausch, welchen das BMZ mit „weltwärts“ fördern möchte, einen tatsächlichen Austausch zu machen. Hierfür organisieren die ehrenamtlichen Mitglieder, finanziert durch Spenden und Mitgliedsbeiträge, Einsatzplätze im Rahmen des Bundesfreiwilligen-

dienstes, die dann von Organisationen im jeweiligen anderen Land vergeben werden. Dieses Jahr habe der Verein eigentlich mit sechs Freiwilligen gerechnet, erzählt der Afrikanistikstudent Max Vogel, der nach einem „weltwärts“-Jahr in Ghana in der Leipziger „Zugvögel“-Regionalgruppe aktiv geworden ist: „Die Freiwilligen aus Uganda konnten nicht kommen, weil sie keine Visa bekommen haben. Uns ist auch nicht ganz klar, warum.“ Schließlich hätten die Freiwilligen aus Ruanda mit haargenau den gleichen Bewerbungsunterlagen Visa ausgestellt bekommen.

„Die Grundidee hinter der Gründung der 'Zugvögel' war, dass ehemalige 'weltwärts'-Freiwillige, zumindest zu einem kleinen Teil, das Privileg abbauen wollten, das sie durch ihren Freiwilligendienst genossen haben“, erklärt Max. Dieses Grundmotiv teilen auch viele andere „Zugvögel“, wie etwa Laura Jousten, die für einen Freiwilligendienst in Togo war: „Ich denke, dass mein Freiwilligendienst ein egoistisches Jahr war. Ich konnte aus dem Jahr viel mehr mitnehmen, als ich dem Land und dem Projekt zurückgeben konnte. Jetzt möch-



Willkommensgruß in Leipzig

Foto: Zugvögel

te ich Menschen aus dem globalen Süden die gleiche Möglichkeit geben, ähnlich einprägsame Erfahrungen zu machen.“ Nass Musemahkweri aus Kigali, der Hauptstadt von Ruanda, ist einer der drei Freiwilligen, die diese Chance ergriffen haben. Seinen Empfang bei der Sportjugend des Landessportbundes Rheinland-Pfalz, wo er sein Freiwilliges Soziales Jahr absolvieren wird, beschreibt er sehr positiv: „Ich wurde dort mit offenen Armen empfangen. Alle sind sehr nett. Ich freue mich, viel im Büroalltag und im Sport zu lernen.“ Weniger

warm scheint die Begrüßung am Flughafen Leipzig/Halle im August ausgefallen zu sein. „Die Flughafenpolizei bat meine Mitfreiwillige Marthe und mich zu warten und überprüfte uns, anders als die anderen Passagiere, mehr als 25 Minuten lang“, berichtet Nass. Später hatten Marthe und er auf Kinyarwanda darüber diskutiert, was der Vorfall zu bedeuten hätte.

Die Leipziger „Zugvögel“ werden sich in den nächsten Monaten Themen wie globaler Gerechtigkeit, Rassismus und Freiwilligentourismus zuwenden. Ge-

plant sind regelmäßige Infoveranstaltungen ab Ende November. Außerdem helfen sie bei der Suche nach Einsatzplätzen und Gastfamilien für die nächsten Freiwilligen, die im August und September 2014 einreisen sollen. Potenziell kann jeder Anbieter eines Bundesfreiwilligendienstes entscheiden, ob er die Stelle mit jemandem aus dem Ausland besetzt. Komplizierter gestaltet sich die Suche nach Gastfamilien, erklärt Max: „Unsere Grundidee ist zwar inzwischen anerkannt, aber wir können die Familien leider nicht finanziell unterstützen. Sie sind also tatsächlich ‚Gastfamilien‘.“ Dafür bietet sich auch ihnen die Chance, neue Erfahrungen im Kontakt mit den Freiwilligen zu sammeln, und ihr Heimatland mal aus einer ganz anderen Perspektive zu erleben. Nass hat schon nach wenigen Monaten in Deutschland einiges zu berichten. „Als ich in Mainz durch die Stadt lief, war ich schockiert, als ein weißer Mann mich um Kleingeld anbettelte“, beschreibt er eines seiner Erlebnisse auf dem Blog der Sportjugend, „ich hätte nie gedacht, dass das passieren könnte. Wirklich nicht.“

Julia Rohrer

Von der Mensaschlange an den heimischen Herd

Studenten-Kochbücher wollen mit Ideenreichtum die Freude am Kochen wecken

Jedem Tierchen sein Pläsierchen“ dachten sich wahrscheinlich die Autoren unzähliger Kochbücher, die in der breiten Nischengesellschaft unserer Zeit das gefundene Fressen für einen guten Absatz witterten. Denn ein Google-Versuch zeigt:

Soziale Außenseiter wie Hartz-IV-Empfänger, Punks oder auch einfach nur Männer besitzen schon lange eine eigene Kochbuchsparte. Und auch die große Schublade der Studenten blieb von ambitionierten Köchen nicht lange unentdeckt. Es ist also an der Zeit

dem Phänomen der Studenten-Kochbücher auf den Grund zu gehen und in einem Praxistest die Alltagstauglichkeit drei ausgewählter Gerichte auf die Probe zu stellen.

Dafür weisen zwei rezeptreiche Bücher – zum einen „Das Veggie-Studentenkochbuch“, zum anderen „Für Studenten“ – aus dem Hause Naumann und Göbel den Weg durch das Drei-Gänge-Menü, bestehend aus Kürbis-Parmesan-Suppe, Hähnchenschenkel vom Blech und Mousse au chocolat. Während das Veggie-Kochbuch hin und wieder fröhliche Menschen zwischen 20 und 30 beim Gemüse schnippeln oder beim Muffins-aus-dem-Ofen-Holen zeigt, gibt sich das „Für Studenten“ Kochbuch simpel und reduziert in der Aufmachung. Vielleicht ein Versuch, Klischees vorzubeugen und auf Seriosität zu setzen.

Der inhaltliche Unterschied beider Kochfibeln besteht im Wesentlichen im Fleischanteil der vorgeschlagenen Gerichte. Ansonsten gleichen sie sich in den Kategorien „Snacks“, „Schnell zubereitet“, „Besondere Anlässe“ und „Süßes“. Jedes Rezept begleitet die Angabe der Zubereitungszeit sowie der Kalorienzahl pro Portion, vermutlich ein Auswuchs des zunehmenden Gesundheitswahns – das verrät ein Blick in Omas Kochbuch, denn „früher hat es so was nicht gegeben“. Außerdem hält die „Für Studenten“-Rezeptensammlung das Kapitel „Zum Monatsende“ bereit und präsentiert

darin wenig überraschende Gerichte wie Pellkartoffeln mit Kräuterquark oder Toast Hawaii, die Kindheitserinnerungen aufsteigen lassen und den schmalen Geldbeutel sicher freuen. Wer es sich leisten kann, tiefer in die Tasche zu greifen, wird zwischen den unzähligen Vorschlägen und einem Gemüse- und Obst-Saisonalen auf jeden Fall fündig.

Selbst das notwendige Küchenzubehör verlangt vorerst keine Extravaganzen. Für die Kürbissuppe ist nicht einmal ein Pürierstab nötig. Nach etwa 20 Minuten des Zerkleinerns von Zwiebel, Karotte, Sellerie, Tomate, Kartoffel und Kürbis – aber Achtung: Bei diesem widerspenstigen Gemüse ist besondere Vorsicht mit dem Messer geboten – landet alles in einem Topf, aufgießen mit einem Liter Gemüsebrühe, schließlich mit Parmesan verfeinern und fertig. Das Ergebnis kann sich weniger sehen lassen, als dass es gut schmeckt. Das muss selbst der misstrauischste Mensch gegenüber Studenten-Kochbüchern zugeben: Die Suppe nach Vorschrift des „Veggie-Kochbuchs“ schmeckt besser als unzählige Improvisationsergebnisse.

Schon professioneller geht es bei der Vorbereitung der „Für Studenten“-Hähnchenschenkel zu, denn da die Kartoffeln samt Schale in den Ofen wandern, fordert die Anleitung eine Gemüsebürste zum Säubern. Nur ein geringer Prozentsatz an Studenten dürfte diese zum gängigen Kücheninventar zählen, also

heißt es: hartnäckig bleiben beim Abwaschen mit der Hand. Darüber hinaus passiert nicht viel Neues. Rosmarin an die Kartoffeln, Würfeln des Gemüses, Pfeffer und Salzen des Hähnchens. Das alles wandert in einer Auflaufform für ganze 45 Minuten im Ofen. Auch hier übersteigt die Arbeitszeit keine 20 Minuten und erhält im Resultat ein Sternchen. Das Hähnchen zergeht auf der Zunge und das Gemüse ist noch knackig genug, nur eine zusätzliche Soße könnte die Mahlzeit optimieren. Mit vollem Bauch strachelt nun der befriedigte Koch zum Kühlschrank, um mit der seit zwei Stunden kühlgestellten Mousse au chocolat des „Veggie-Kochbuchs“ dem Kocherlebnis das Krönchen aufzusetzen. Doch je größer die Vorfreude, umso herber die Enttäuschung: Geschmacklich erreicht die Schoko-Creme gerade mal ein Okay. Trotzdem können beide Kochbücher in den Bereichen wenig bis angemessenes Budget, verständliche Anleitung, einfache Umsetzung und natürlich Sättigung punkten. *Melanie Schröder*

Jules Keksrezept

Man mixe 250g Butter (weich), 200g Rohr-, 175g weißen und 1 Pack Vanillezucker mit 2 Eiern zur cremigen Masse. Dazu 375g Mehl, 2TL Backpulver, 300g Kleinststücke Schokolade und viel, viel Zimt. Haufenweise auf einem Blech (Backpapier) verteilen. Bei 175 °C im vorgeheizten Ofen 10-12 Min. backen.



Kochen kann ästhetisch sein und gefährlich

Foto: Ina Müller

Montag, 11. Nov.

Vortrag

„Flucht und Asyl. Traumatisierung und Identitätsentwicklung in der Fremde. Interkulturelle Psychotherapie mit Flüchtlingen und Migrantinnen“; Amnesty International; Universitätsstraße 1; HSG HS 5; 19 Uhr.

Vortrag

„Sciences in Poland - the tradition and the present“; Polnisches Institut; Markt 10; 19 Uhr.

Dienstag, 12. Nov.

Vortrag

„Das politische Quartett in der Schaubühne. Neue gesellschaftspolitische Bücher in der Diskussion“; Friedrich-Ebert-Stiftung; Schaubühne Lindenfels; Karl-Heine-Straße 50; 19 Uhr bis 21 Uhr.

Vortrag

„Zwischen Brüssel und Bürgerbeteiligung: Energiewende in den Kommunen“; Leibnitz-Institut für Länderkunde; Schongauerstraße 9; 17 Uhr.

Mittwoch, 13. Nov.

Vortrag

„Klinik und Genetik der Malignen Hyperthermie“; Institut für Humangenetik; Philipp Rosenthal Straße 55; Raum 0108; 17.15 Uhr bis 18.45 Uhr.

Donnerstag, 14. Nov.

Vortrag

„Blendungen – Zur Gedächtnisgeschichte des Holocaust in der europäischen Arbeiterbewegung, Brüderlichkeit und Einheit. Der Holocaust im jugoslawischen Gedächtnis“; Simon-Dubnow-Institut für jüdische Geschichte und Kultur e. V. an der Universität Leipzig; Veranstaltungsraum; EG; Goldschmidtstraße 28; 17.15 Uhr bis 18.45 Uhr.

Vortrag

„Diktaturerfahrungen. Zwischen Vereinnahmung und Widerstand. Denken über die Diktatur hinaus“; Konrad-Adenauer-Stiftung; Museum der bildenen Künste Leipzig; Katharinenstraße 10; 19 Uhr.

Montag, 18. Nov.

Vortrag

„Festung Europa?! Europäische Grenzschutzpolitik“; Amnesty International; Universitätsstraße 1; HSG HS 5; 19 Uhr.

Vortrag

„Wohnen und Quartiersentwicklung in Leipzig“; Friedrich-Ebert-Stiftung; Burgstraße 25; 18 Uhr bis 20 Uhr.

Vortrag

„Bauchfragen – Abtreibung revisited“; Weiterdenken – Heinrich Böll Stiftung; DRK Schwangerschaftsberatungsstelle Leipzig, Brandvorwerkstraße 36a; 19 Uhr bis 21 Uhr.

Dienstag, 19. Nov.

Vortrag

„Welches Marktgeschehen braucht die Energiewende?“; Energieverein Leipzig; Universitätsstraße 1; HSG HS 2; 19 Uhr.

Donnerstag, 21. Nov.

Konzert

Berfilm; JET; Artur-Hoffmann-Straße 54; 20 Uhr; Eintritt frei.

Vortrag

„Mit anderen Augen - Versuch über den Politiker und Privatmann Willy Brandt und mehr Vertrauen wagen - Geschichte der Sozialdemokratie 1830-2010“; Friedrich-Ebert-Stiftung; Burgstraße 25; 19 Uhr bis 21 Uhr.

Freitag, 22. Nov.

Vortrag

„Fe*_Male*? Geschlechterbinarität ad absurdum am Beispiel Intersex“; Frauenkultur / Stura; GWZ; Beethovenstraße 15; Raum 2. 010; 19.15 Uhr.

Tipp des Monats



Dienstag, 26. November

Vortrag

„10 Jahre als Radnomade um die Welt“; eine Radreise, deren Tour durch fünf Kontinente und 58 Länder führte. Eindrücke und Tipps, wie Radreisen gemeistert werden können; Plan B; Härtelstraße 21; 19.30 Uhr.

Montag, 25. Nov.

Vortrag

„Europäische Asylpolitik“; Amnesty International; Universitätsstraße 1; HSG HS 5; 19 Uhr.

Mittwoch, 27. Nov.

Vortrag

„Der Krieg in den Tiefen der Menschenheit – Ethnologische Konfliktforschung“; HSG HS 1; Universitätsstraße 1; 19 Uhr bis 20.30 Uhr.

Donnerstag, 28. Nov.

Vortrag

„Überwachte Wissenschaft – Deutsche Spezialisten im Fokus der Stasi“; BStU Außenstelle Leipzig; Dittrichring 24; 19 Uhr.

Anzeige

Informationsveranstaltung

Firmenkontaktgespräch; Hörsaalgebäude Augustusplatz; 10 Uhr bis 16 Uhr; Für Workshop und Einzelgespräche auf: www.fkg-leipzig.de registrieren.

Vortrag

„Leipziger Afrika Forschung“; Institut für Afrikanistik; SG S 127; Universitätsstraße 2-3; 17 Uhr bis 19 Uhr.

Vortrag

„Eine dunkle und kalte Stadt? Leipzig im späten Mittelalter“; Kunsthalle Sparkasse Leipzig; Otto-Schiller-Straße 4a; 19.30 Uhr.

Montag, 2. Dez.

Dies academicus

604. Geburtstag der Universität Leipzig; Akademischer Feiertag, an dem keine Lehrveranstaltungen stattfinden, aber zahlreiche Vorträge. Der Gesamtüberblick: www.zv.uni-leipzig.de/service/veranstaltungen.

Vortrag

20-jähriges Jubiläum des Institutes für Politikwissenschaften; GWZ; Beethovenstraße 15; Raum 5.0.15; 9 Uhr bis 16.50 Uhr; Mehr Infos unter: www.sozphil.uni-leipzig.de.

Vortrag

„Leipzig – Die Wiege der modernen deutschen Politikwissenschaften“; Institut für Politikwissenschaft; GWZ; Beethovenstraße 15; Raum 5. 0.15; 9.15 Uhr bis 10.15 Uhr.

Vortrag

„Alles entgrenzt – Systeme passé? Forschung zu politischen Systemen gestern und heute“; Institut für Politikwissenschaft; GWZ; Beethovenstraße 15; Raum 5. 0.15; 15.30 Uhr bis 16.50 Uhr.

Führung

Ausstellung „Studentisches Leben in Leipzig 1409 bis heute – Eine Spurensuche“; Kustodie; Galerie im Neuen Augusteum; Universitätsstraße 1; 11 Uhr, 15 Uhr, 17 Uhr.

Vortrag

„Gendervorurteile erkennen und überwinden“; Zentrum für Frauen- und Geschlechterforschung; Universitätsstraße 2-3; NSG S 202; 15 Uhr bis 17 Uhr.

Informationsveranstaltung

„Wissenschaftliches Speed-Dating“; Zentrum für integrative Biodiversitätsforschung, Translationszentrum für Regenerative Medizin und Biotechnologisch-Biomedizinisches Zentrum geben kurze und verständliche Einblicke in ihr Forschungsgebiete; Biotechnologisch-Biomedizinisches Zentrum; Deutscher Platz 5; Hörsaal; 10 Uhr bis 11.30 Uhr.

Mittwoch, 4. Dez.

Vortrag

„Warum war die 89er-Revolution friedlich? - Thesen, Erkenntnisse, Erlebnisse“; Universitätsstraße 1; HSG HS 1; 19 Uhr bis 20.30 Uhr.

Vortrag

„Spinale Muskelatrophien: Von Genen und Modifiern zur Therapie“; Institut für Humangenetik; Philipp Rosenthal Straße 55; 16.15 Uhr bis 17.45 Uhr.

Montag, 9. Dez.

Vortrag

„Klimaflüchtlinge als Paradox internationaler Politik“; Amnesty International; Universitätsstraße 1; 19 Uhr.

Impressum

student!
Die unabhängige Leipziger Hochschulzeitung
Lessingstraße 7
04109 Leipzig
Fon: 0341/355 204 51
Fax: 0341/355 204 52
online: www.student-leipzig.de

Auflage: 10.000 Stück

Druck: Leipziger Verlags- und Druckereigesellschaft mbH & Co. KG

Herausgeber: student! e. V. vertreten durch die Vereinsvorsitzenden Christian Döring und Denis Gießler

Geschäftsführer:
Jan Nitzschmann

Anzeigen:
UniAnzeigenPool,
Inh. Eva-Maria Kasimir, info@unianzeigen.de,
0172 3411082

Chefredaktion (V.i.S.d.P.):
Robert Briest, Julia-Marie Czerwonatis, René Loch,
chefredaktion@student-leipzig.de

Redaktion:
Politik: René Loch, Sophia Neukirchner / Perspektive:
Julia-Marie Czerwonatis, Doreen Hoyer, Tobias
Ungerer / Wissenschaft: Robert Briest, Julia Rohrer,

Christian Döring, Martin Peters / Sport & Spiele: Knut Holburg / Interview: Robert Briest / Thema: Miriam Pschirrer & Mirjam Ratmann / Kultur: Anne Uhlig / Service: Hannes Rother, Julia Thier / Kalender & Rätsel: Mehmet Dogan / Leipzig: Sofia Dreisbach, Melanie Schröder / Foto: Alexander Schlee / Layout: Eva Bretschneider / Film: Ariane Dreisbach / Online: Christopher Geißler, Jan Nitzschmann

Geschäftsbedingungen:
Zurzeit gelten die Mediadaten, Stand 2013. Alle Rechte und Irrtum vorbehalten. Die Zeitung und die in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt. Nachdruck oder Vervielfältigung (auch auszugsweise) ohne Genehmigung des Herausgebers sind mit Ausnahme der gesetzlich zugelassenen Fälle verboten. Die

Redaktion behält sich das Recht auf Veröffentlichung und Bearbeitung von unverlangt eingesandten Manuskripten und Fotos vor und übernimmt keinerlei Haftung. Namentlich gekennzeichnete Beiträge entsprechen nicht unbedingt der Meinung des Herausgebers oder der Redaktion. Erfüllungsort, Gerichtsstand und Vereinsregister ist Leipzig. Die Zeitung erscheint monatlich außer in den Semesterferien und ist kostenlos.

Nächste Ausgabe erscheint am 09.12.2013
Anzeigenschluss ist der 28.11.2013,
Redaktionsschluss am 28.11.2013

Wir danken Eva Schneider, die unserer Zeitung pünktlich zum neuen Semester einen frischen Anstrich verpasst hat.

Nicht ohne Grund ziehen die meisten Studenten bei Beginn ihres Studiums in eine WG.



Die Vorteile sind eindeutig!

So ist der junge Mensch endlich von dem Druck durch die dauernde Kontrolle der Eltern befreit.



Außerdem kann sich der Student endlich voll und ganz auf sein Studium konzentrieren, in einer Umgebung von lernwilligen Gleichgesinnten.



Zudem ist es der beste Weg für einen jungen Erwachsenen, Verantwortung zu übernehmen und selbstständig zu werden.



Im Übrigen ist es leichter, den Kampf um einen ordentlichen und funktionierenden Haushalt gemeinsam zu führen.



Und was wohl das Wichtigste ist: man muss sich nie alleine fühlen!



Comic: Verena Peters

Anzeige

Lust auf im Bauch?



Scannen Sie den QR-Code
oder erfahren Sie mehr auf
[www.aokplus-online.de/
postkartenpasta-student](http://www.aokplus-online.de/postkartenpasta-student)

